Hist.mer. d.2

Geschichte

von

Brasilien

von

Eduard Lebrecht.

Cabinets-Ausgabe.

Gotha, 1827.
Henning'sche Buchhandlung.

Vorwort.

Eine Geschichte von Brasilien, die dem Interesse der jetzigen Leser entspreche, darf nicht blos Thatsachen erzählen und aneinander reihen, sondern muß den Leser zugleich auf den Standpunkt stellen, von welchem aus er die Revolution, die eben jetzt Aller Augen auf dieses gesegnete Land zieht, betrachten, beurtheilen, und die Folgen derselben, die die Zukunft dieses Kaiserstaats bestimmen, ahnen könne. Eine solche kritische Geschichte Brasiliens muß daher auch den physischen Zustand desselben in jeder Beziehung auf Land, Flüsse, Gebirge, Bewohner und deren Charakter rc. berücksichtigen, und zeigen, wie nach und nach der jetzige Geistesschwung der Brasilier sich daraus entwickelte, und die Revolution herbei führte. Eine solche kritische Geschichte dieses Landes erfordert aber auch eine genaue Kenntniß desselben in allen jenen Beziehungen, ein stilles Aufmerken auf den Gang der Kultur und Civilisation in jenen Gegenden; welche Kenntniß umfassend

und sicher aber nur bei einem Manne voraus gesetzt werden kann, der sich durch eigene Anschauung in den Geist der Menschen und des Landes einlebte.

In dieser Ueberzeugung haben wir gegenwärtiger Geschichte Brasiliens die, von Denis in Paris (1825) herausgekommene Geschichte dieses Landes zu Grunde gelegt, da dieselbe allen jenen Anforderungen im hohen Grade entspricht. Da, wo Vorliebe, Patriotismus ꝛc. das Colorit der Unpartheilichkeit verwischt, haben wir dieselbe wieder herzustellen gesucht, und uns überhaupt der strengsten Wahrheit beflissen. Denis benutzte Manuscripte und ältere Werke, die jetzt nicht mehr zu haben sind. Wir selbst haben durch eigene und andere Vorarbeiten, das Werk zu vervollständigen gesucht; und so möge es in der Cabinets-Bibliothek der Geschichte eine Stelle finden.

Den 24. März 1826.

E. L.

Geographisch-statistische Bemerkungen.

Jene ganze Küstenstrecke zwischen dem Orenoko und Patagonien bildet nur drei große Abtheilungen. Guiana, Brasilien und die Provinzen des Platastroms sind durch ihre Fruchtbarkeit und ihre geographische Lage berufen, eine große Rolle in der Geschichte der neuen Welt zu spielen. Jene ungeheuern Landstrecken werden ohne Zweifel mehrere Reiche bilden; allein bis jetzt hat ihre schwache Bevölkerung eine Veränderung noch nicht verlangt, die nur in einigen Jahrhunderten zuwege kommen kann. Schon begünstigt unter so vielen Verbindungen, werden sie alsdann eines Vortheils genießen, der Europa versagt worden war: nicht allein werden die Menschen durch eine Menge natürlicher Kanäle leicht untereinander in nähere Berührung kommen; sondern sie werden nach und nach alle fast eine und dieselbe Sprache sprechen, und werden so die Beziehungen sich vereinfachen sehen, in denen sie gegen einander stehen werden. *)

*) Jedermann kennt die Analogie, die zwischen der spanischen und portugiesischen Sprache herrscht; sie ist so groß, daß die Unterrichteten beider Nationen nur eines Stu-

Die Natur selbst hat Brasiliens Gränze gezogen; der Amazonenstrom und der Plata bilden seine wahren Gränzen im Norden und Süden; die Gebirge von Matto-Grosso scheiden es von Peru, und der Atlantische Ocean benetzt im Osten seine Küsten; indessen soll es jetzt, nach den neuesten Traktaten, bei der Mündung des Rio-Marony mit dem 6° nördlich beginnen. Neue Verhandlungen geschehen unaufhörlich, hinsichtlich der Gränzen, die man gegen Süden annehmen soll; und es ist wahrscheinlich, daß man sich am Ende für die bestimmen wird, welche die Natur selbst gezogen hat.

Wenn Leichtigkeit der Kommunikationen eine der ersten Grundlagen für das Glück der Staaten ist: so ist Brasilien in dieser Beziehung so sehr begünstigt, als es nur seyn kann. Unzähliche Flüsse, die in dem Innern enspringen, stürzen sich in die großen Ströme, oder führen dem Ocean ihren Tribut zu; allein es ist nothwendig, daß die Menschen ihre Anstrengungen vereinigen, um dieses unermeßlichen Vortheils zu genießen. An vielen Orten muß man Felsen sprengen, die den Lauf der Gewässer unterbrechen; an andern muß man die Kanäle erweitern, und durchaus nöthig ist es, bei

---

diums von einigen Tagen bedürfen, um wechselseitig ihre besten Schriftsteller zu verstehen. Dies ist jedoch keineswegs auf gleiche Weise der Fall mit der Sprache, so wie sie gesprochen wird; die Aussprache verhindert, daß die beiden Völker sich sogleich verstehen. Indessen kann ein schwaches Studium dies schnell beseitigen. Man wird begreifen, daß die verschiedenen Niederlassungen in Guiana, wo man mehrere nordische Sprachen spricht, der oben angeführten Idee nicht entgegen sind.

Tragstellen *) Wege zu eröffnen. Ich spreche nicht von Brücken, von Landstraßen, von Häfen und von allen jenen Arbeiten, die im Gefolge einer langen Civilisation kommen; ich begnüge mich, diejenigen Anstalten anzugeben, die wahrhaft unerläßlich sind, um dem Ackerbau, durch Verbreitung seiner Erzeugnisse, einige Wichtigkeit zu geben.

Um im Norden anzufangen, so werde ich zeigen, wie viele Kommunikationendie Natur hier angelegt hat. Der Amazonenstrom, der in Peru seinen Ursprung hat, gewährt eine leichte Schiffahrt bis zu den spanischen Besitzungen; seine unermeßlichen Nebenflüsse theilen die Kapitanerie Para in vier Distrikte, und werden in der Folge wichtige Kanäle für den Handel bilden. Bis jetzt sind dies die einzigen bekannten Wege, um in ein Land einzudringen, das, ungeachtet seiner erstaunlichen Fruchtbarkeit, fast gänzlich öde ist. Was für die Menschen eine Arbeit von mehreren Jahrhunderten gewesen wäre, damit hat die Natur selbst noch diese Gegenden versorgt. Brasiliens äußerste Theile und ganz Guiana sind durch das wunderbarste Stromsystem in der Welt verbunden: denn der Rio = Negro, den man mit dem Amazonenstrom vergleichen könnte, wenn man die

*) Tragstellen heißen jene Orte, wo ein Fluß durch ein unübersteigliches Hinderniß in seinem Lauf gehemmt ist, und wo man sich gezwungen sieht, die Nachen und das Gepäck auf dem Rücken zu tragen, oder durch Lastthiere fortzuschaffen. Es giebt einige Stationen, wo man jenseits der Stromhemmungen Einschiffsplätze errichtet hat; man vermeidet dadurch einen großen Zeitverlust und eine außerordentliche Anstrengung. Indessen giebt es viele Orte, wo man dieses Mittel nicht anbringen kann, besonders, wenn die Gegenden völlig öde sind.

Masse seiner Gewässer betrachtet, steht mit dem Oreneko durch den Pimichim und den Cassiquiar in Verbindung; und erst in unsern Tagen hat man die Gewißheit von dem Daseyn dieser Passage erlangt. Es ist leicht voraus zu sehen, daß große Vortheile für beide Länder daraus entstehen werden; allein man kann nicht wissen, wie weit sie sich erstrecken werden. Die zwischen dem Orenoko und dem Amazonenstrome liegenden Städte werden vielleicht einst die blühendsten in der Welt seyn.

Die nordischen Provinzen, die unmittelbar nach Para folgen, sind weniger wasserreich; allein weite Sandstrecken, die zwischen fruchtbaren Gefilden liegen, gestatten dennoch, sich ziemlich leicht von einem Orte zu einem andern begeben zu können. Man muß diese Flächen nicht mit den Wüsten Afrika's vergleichen; sie bieten ziemlich häufig dem Reisenden Quellen dar, und da sie nie gänzlich von Vegetation entblößt sind: so wird es leicht seyn, hier Niederlassungen anzulegen, welche die Verbindungen mit dem Innern begünstigen werden. Der Margnhao, der Piauhi, Siara, Rio-Grande del Norte, Parahiba schließen mehr oder weniger diese unwirthbaren Steppen ein. Hierher müßte man das so nützliche Kameel verpflanzen; und hier würde dies Thier die größten Dienste leisten, das die Araber, so bezeichnend, das Schiff der Wüste genannt haben.

Dürre Flächen findet man noch in der fruchtbaren Kapitanerie Pernambuko (Fernambuk); indessen schließt das Gebirge der Cariris die Quellen verschiedener beträchtlicher Flüsse in sich, die jedoch bei weitem keine Vergleichung mit dem majestätischen San-Francisko aushalten, der in Minas-Geraes entspringt. Hier

möchte es besonders nöthig seyn, daß einige thätige Männer ihr Genie entfalteten. Wasserfälle unterbrechen unaufhörlich den Lauf dieses schönen Flusses, der die Verbindung des Innern mit den nordischen Provinzen erleichtert; und diese Schwierigkeit schadet mehr, als man glaubt, dem Handel. Man sieht die Bewohner der Minen oft lieber ungeheure Strecken durchreisen, als sich auf dem San-Francisko unvermeidlichen Verzögerungen aussetzen.

Die Kapitanerie Bahia ist für den Ackerbau genug bewässert; allein die Landleute finden hier keine gar großen Hülfsmittel für den Transport ihrer Waaren, und sind häufig genöthigt, zu den Straßen zu Lande ihre Zuflucht zu nehmen.

Wie wenn die Natur vorausgesehen hätte, daß die beiden wichtigsten Städte Brasiliens einst das dringende Bedürfniß einer Wasserverbindung mit dem Innern haben würden: so stürzt sich der Jiquitihnonha, unter dem Namen Belmonte, zwischen Porto-Seguro und Ilheos, in den Ocean. *) Obgleich dieser Theil der brasilischen Küste am frühsten bevölkert wurde: so sind es doch erst zwanzig Jahre, daß man die wahre Quelle des Flusses kennt, der die Erzeugnisse von Minas-Novas in die Häfen von San-Salvador und

*) Der Name dieses Flusses wird von den meisten Reisenden falsch angegeben; man muß aussprechen „Giquitignogna.“ Die Natur hat den Belmonte mit einer Besondernheit versehen, die man noch an verschiedenen andern amerikanischen Flüssen bemerkt: seine Mündung ist sehr gefährlich; allein ein natürlicher, eine gute deutsche Meile langer Kanal verbindet ihn mit dem Rio-Salsa, in den man weit leichter eindringen kann.

Rio-Janeiro führen soll. Geht man weiter gegen Süden fort, so vermindert sich die Zahl der großen Flüsse; allein dort sind vielleicht leichter Landstraßen anzulegen. In Matto-Grosso findet man wieder alle Vortheile einer Schiffahrt im Innern, und wahrhaft wunderbar sind die Nebenflüsse des Rio de la Plata, die sich vielleicht später mit denen des Amazonenstroms werden verbinden können. *)

Jedermann weiß, wie merkwürdig die Häfen Brasiliens sind, sowohl durch ihre Größe, als durch ihre Bequemlichkeit; auch dies ist ein Vortheil dieses Landes für die Provinzen des Platastroms. Indessen haben die Menschen noch nichts für die Brauchbarmachung einer Menge von Häfen gethan, die noch einige Bearbeitung erforderten, und die die Küstenschiffahrt erleichtern würden, welche von Tag zu Tag für dies schöne Land wichtiger wird; sie ist es, die da einigen politischen Verkehr begründen wird, wo noch keiner Statt hatte. Viele Landleute, die sich kaum mit der Ausfuhr der von ihnen gebauten Lebensmittel beschäftigten, werden sich, wenn sie in Handelsverhält-

*) Diese Verbindung kann durch den schönen Fluß Guapore zu Stande kommen, der durch einen seiner Arme den Fluß Paraguay fast zu berühren scheint; während er auf der andern Seite mit dem Rio Mamoré den majestätischen Madeira bildet, der nach Norden fließt, und sich in den Amazonenstrom ergießt. Diese Wohlthat der Natur wird erst nach einer langen Civilisation gewürdigt werden; allein man fühlt den ganzen Einfluß, den sie haben k nn. Nichts desto weniger müssen aber die Menschen, wenn ihre Arbeiten nothwendig sind, um dies Werk auszuführen, in Industrie ziemlich vorgerückt seyn, um sie nicht zu fürchten.

nisse kommen, mehr für das Glück des Staats und für seine Operationen interessiren.

Ein Umstand, der dem Europäer, der diese Gegenden besucht, gleichfalls Staunen verursacht, ist die Seltenheit der Landstraßen. Es sind ihrer so wenige, daß es leicht ist, sie zu bezeichnen. Die bedeutendsten und gangbarsten, die von San-Salvador und Rio-Janeiro nach Minas-Geraes führen, gestatten nicht, die Reise zu Wagen zu unternehmen. Alle Transporte geschehen auf Maulthieren; und es ist leicht, den Schaden zu ermessen, der für den Handel daraus entspringen muß. Die Straße von San-Paulo nach Minas bietet dieselbe Schwierigkeit dar; allein man stößt auf Hülfsmittel, die man sich unmöglich verschaffen kann, wenn man sich von Rio-Janeiro in die Kapitanerie Bahia begiebt. Diese Provinz kann mit der Hauptstadt nur zu Wasser in Verbindung stehen. Ich weiß wohl, daß die vielen Brücken, die man würde erbauen müssen, bis jetzt der Errichtung einer von Jedermann gewünschten Straße längs der Küste im Wege standen; auf jeden Fall würde es an einigen Orten leicht seyn, Fähren zu errichten, die man später durch hölzerne Brücken ersetzen würde. Nirgends würde es möglich seyn, sich so gute Baustoffe zu verschaffen: herrliche Wälder bieten allenthalben das stärkste und dauerhafteste Bauholz dar.

Von Bahia nach Pernambuko besteht ein Weg, und er geht von dieser Kapitanerie bis nach Maranhao fort. Er bietet aber so große Hindernisse dar, durch die Schwierigkeit, sich mit Lastthieren zu versehen, daß Wenige ihn bereisen; man muß also die Verbesserung des Ackerbaues in jener Gegend erwarten. Wenn diese Schwierigkeit, zu Lande die Verbindung eines Orts

mit einem andern zu unterhalten, den Einfall einer fremden Macht erschwert: so schadet sie aber auch allzusehr dem Handel und der Civilisation, als daß die Regierung sich's nicht sollte angelegen seyn lassen, sie zu vernichten. Ich weiß, daß die kräftige Vegetation dieser Klimate ein Hinderniß ist, das man am häufigsten zu bekämpfen hat; und daß die neu eröffneten Wege mitten in den Wäldern nach Verlauf einiger Monate wieder undurchdringlich verwachsen sind, weil die nieder gehauenen Bäume durch eine unendliche Menge anderer Gewächse ersetzt wurden: allein dasselbe Hinderniß hat in Indien Statt, wo man die schönsten Straßen der Welt findet.

Geschichte der wilden Nationen, die man bei der Eroberung Brasiliens daselbst fand.

Es ist eine unglücklicher Weise allzubekannte Wahrheit, daß überall, wohin man die Europäer ihre erobernden Waffen tragen sah, die wilden Nationen bald verschwunden sind. Es sind aber nicht allein die Kriege, die die Eingebornen der neuen Welt aufgerieben haben; man muß unter die Ursachen ihres Untergangs auch die Krankheiten zählen, die wir unter sie gebracht haben, und die Sklaverei, welcher sie oft den Tod vorzogen. Paw sagte „Es ist vom alten Amerika fast nichts übrig geblieben, als der Himmel, der Boden und das Andenken seiner fürchterlichen Leiden.“ Es würde leicht seyn, zu beweisen: daß dieser Satz nicht allein von Beredsamkeit zeigt, sondern daß er in wenig Worten die Geschichte von mehreren Millionen

Menschen enthält. Die großen Nationen, die bei der Eroberung bestanden, sind verschwunden; die schwachen Stämme, deren Bündniß man verschmähte, haben sie überlebt; die Civilisation hat die Erstern aufgerieben, die wilde Natur hat die Andern erhalten; sie geben uns jezt den Beweis, daß man die Völker aus dem Naturzustande nicht unmittelbar zu unsern gesellschaftlichen Gewohnheiten führen soll. Es giebt überall Stufen zu übersteigen; auch kann man die Nationen nie auf Ein Mal zurückgehen machen. In einigen Jahrhunderten wird man vielleicht mit mehr Interesse, als in unsern Tagen, die Geschichte der Amerikaner studiren; allein die Menge einander widersprechender Urkunden, die man vor Augen haben wird, wird eine große Dunkelheit über nicht sehr entfernte Zeiten verbreiten. Es ist also daran gelegen, jezt aus den wahren Quellen zu schöpfen, und besonders mit Genauigkeit die charakteristischen Hauptzüge der Stämme zu bewahren, die aufgehört haben, zu seyn.

Die Nation der Tupis breitete, nachdem sie die Tapuyas besiegt hatte, ihr Reich einst über den größten Theil der Küsten Brasiliens und Guiana's aus; es ist wahrscheinlich, daß sie ihren Ursprung aus den kriegerischen Völkern von Paraguay herleitete, wo eine ganze Völkerschaft noch den ursprünglichen Namen trägt, der sich nach den Stämmen abänderte; *) so

*) Sehr interessant ist es, diese Völkerschaften zu beobachten; bei ihnen kann man noch in großer Anzahl jene Charaktere finden, welche die große Nation auszeichneten. Sie bedienen sich noch der tupischen Sprache, und sind in den Augen des Philosophen um so interessanter, als man bei ihnen Spuren des religiösen Glaubens und der

wie einst der Norden uns seine unzählbaren Legionen sendete, verschaffte ohne Zweifel der Süden des mittäglichen Amerika's den fruchtbaren Gegenden, die sich der Linie nähern, neue Einwohner. Nachdem die Eroberer die alten Einwohner in's Innere der Länder zurück getrieben hatten, theilten sie sich in Völkerschaften; die der Tupinambas war die berühmteste.

Man findet fast dieselben Sitten und dieselben Gebräuche bei den meisten Stämmen; überall sieht man die Liebe zum irrenden Leben und zu einer vollkommenen Unabhängigkeit; überall kann man sich überzeugen, daß der wilde Zustand, in dem dies Volk lebte, verschiedene Vortheile vereinigte, welche die Civilisation erst nach Verlauf eines langen Zeitraums würde ersetzen können.

Ohne Landbauer zu seyn, vernachlässigten die Tupis den Anbau gewisser Pflanzen von anerkanntem Nutzen nicht: der Maniok und die Pataten wuchsen im Ueberfluß in der Nähe ihrer Wohnungen; allein es scheint nicht, daß die Erndten ausschließlich gewissen Individuen zu Theil wurden. Der Ertrag der Jagd und der Fischerei war die vorzüglichste Nahrungsquelle jeder Familie. Es ist wahrscheinlich, daß der größere oder kleinere Ueberfluß an Wildpret an einem Orte die Länge der Zeit bestimmte, welche man daselbst zubrachte;

---

gesellschaftlichen Gewohnheiten dieses berühmten Eroberervolkes wieder finden könnte, wovon uns die Erzählungen der alten Reisenden nur eine sehr unvollkommene Idee geben; obgleich es, nach verschiedenen Berichten, ein weit komplicirteres System von gesellschaftlicher Ordnung gehabt zu haben scheint, als man gemeiniglich glaubt.

indessen geschah es, daß der Tod einiger Individuen oder die Einbildung der Wahrsager diese Veränderung bewirkten: alsdann brachte man die wenigen Hütten, die das Dorf ausmachten, an andere Orte. Diese Wohnungen wurden schnell gebaut, weil man überall Schilf und Palmblätter für die Mauern und das Dach fand. Verschiedene Familien vereinigten sich unter demselben Dache; das will aber nicht sagen, daß unter ihnen eine durchgängige Gemeinschaft der Güter bestand, Jeder hatte seine Hangmatte, seinen Bogen, seine Pfeile, seinen Butu *) und seine verschiedenen Federschmucke, fast immer das Erzeugniß der Industrie der Weiber. Ihrer größern oder kleinern Emsigkeit verdankten die Krieger ihre Schätze der Art.

In Gegenden, wo man feindliche Einfälle befürchtete, waren die Dörfer mit Pallissaden befestigt. Aus der alten Reisebeschreibung des Hans Stade ersieht man, daß diese Werke sie nicht immer vor der Wuth ihrer Feinde schützten; welche die Wohnungen anzündeten, indem sie Pfeile darauf schleuderten, die mit brennender Baumwolle umwickelt waren. Indessen weiß man nicht, ob ihnen vielleicht der Anblick unserer Feuergewehre diesen Gedanken eingab, oder der erfinderische Zerstörungsgeist, der dem Menschen so natürlich ist, wenn er seines Gleichen den Krieg erklärt. Die Zugänge dieser Bollwerke wurden durch spitzige, in die Erde eingeschlagene Pfähle, die bald mit Pflanzen überwachsen und verdeckt waren, erschwert.

Dies über die Lebensverhältnisse und die Vertheidigungsquellen. Sehen wir jetzt, welches die Religion

*) Eine Art schneidender Keule, in ganz Südamerika gebräuchlich.

und die von diesen Völkern in ihrer Kindheit angenommene Regierungsform war.

Sie erkannten das Daseyn eines guten und eines bösen Prinzips an. Gott offenbarte sich ihnen durch das Erhabene des Donners. Sie fürchteten Anhanga — den bösen Geist. Es ist sehr ungewiß, ob sie der Gottheit Opfer brachten; das aber ist gewiß, daß sie den bösen Geist zn besänftigen suchten, indem sie auf den Grabstein ihrer Eltern die bei ihnen gewöhnlichen Nahrungsmittel und gegohrnen Getränke setzten. Wenn man einer alten Ueberlieferung glauben soll: so gab es in gewissen Flecken eine Art von Tempel, wo man den Maraka verehrte. Dies heilige Instrument, das noch heut zu Tage im Gebrauche ist, *) bestand aus einer mit Kieselsteinen oder getrockneten Saamenkörnern gefüllten und mit einem hölzernen Griffe, womit die Wahrsager es bewegten, versehenen Koloquinthe. Jene Priester, die unter dem Namen Piayen bekannt sind, und deren Amtsverrichtungen auf der ganzen Küste dieses Theils von Süd-Amerika gleich zu seyn scheinen, finden sich allenthalben mit dem Maraka, dem Sinnbilde ihrer Macht. Bevor sie die unterscheidenden Zeichen der priesterlichen Macht erhielten, wurden sie den fürchterlichsten Proben unterworfen; mehrere Jahre lang legte man ihnen die strengste Enthaltsamkeit auf, die ihnen manchmal die Möglichkeit benahm, sich in der Folge dafür schadlos zu halten. Man hat uns einen Theil der äußerlichen, bei der Einweihung Statt findenden Gebräuche aufbewahrt **); allein es würde sehr

*) Siehe Koster's Reise nach Brasilien.
**) S. Lery, Biet, Hans Stade ꝛc.

interessant seyn, die von einigen Betrügern, um Wilde, wie sie selbst waren, zu hintergehen, gemachten Verträge zu erfahren. Das Geheimniß ist eben so gut bewahrt worden, als bei den gebildetsten Völkern des Alterthums; das wissen wir blos gewiß, daß überall, wohin diese Piayen den Maraka brachten, man ihnen Opfer gab. Sie waren es auch, die zu gewissen Zeiten den Kriegern den Geist des Muthes einflößten. Bei dieser Gelegenheit schlossen die Männer ihre Weiber aus der Hütte aus, worin sie sich versammelten; sie führten hier langsame und geheimnißvolle Tänze auf, und empfingen einer nach dem andern den Rauch des Petum's, welches, wie man glaubt, nichts weiter als Tabak war. So groß war der Einfluß der wilden Priester, daß die Unglücklichen, die sich ihren Unwillen zugezogen hatten, nie dem Tode entgehen zu können glaubten; bei ihrer, von den furchtbaren Worten, die man gegen sie ausgesprochen, getroffenen Einbildung überließen sie sich der Verzweiflung, und machten die Folgen ihrer Verfluchung nur allzuwahr. Man merkt sogleich, welchen Einfluß diese mächtigen Wesen auf den gesellschaftlichen Zustand eines Volkes in seiner Kindheit haben mußten. Die Gaukelei, womit sie sich umgaben, machte, daß man sich ihrer noch zu andern Verrichtungen bediente, wozu sie sich berufen fanden. Wenn sie den Tod geben konnten, so war es ihnen bei der Plumpheit der Tupinambas gleich möglich, das Leben zu verlängern. Obgleich die Mittel, die sie anwandten, sich mehr oder weniger auf die eiteln Künste der Magie bezogen: so waren die Piayen in der Kenntniß der Eigenschaften einiger Pflanzen doch nicht völlig fremd; nichts destoweniger waren es ihre geheimnißvollen Fürbitten bei den Geistern, die ihnen das

meiste Zutrauen zuwege brachten, und die auf solche Weise die wunderbarsten Kuren verrichteten.

Ungeachtet ihres Ansehens über die Geister, schienen die Piayen keinen anscheinenden Einfluß auf die Regierung auszuüben. Diese Regierung war äußerst einfach; man fand sie in gleicher Form bei allen Stämmen; sie war dieselbe, die bei einer großen Anzahl anderer wilden Völker herrschte.

Jedes Dorf hatte ein bürgerliches Oberhaupt, dessen Ansehen sehr beschränkt war; es scheint, er hatte kein anderes Recht, als das: Rathschläge zu geben. Dies war zu allen Zeiten das Vorrecht des Alters. Die Häuptlinge waren bejahrt, und stellten einen Hausvater in der Mitte seiner Kinder vor; Lery giebt ihnen sogar diesen Titel. In der That mußte auch in den wenig bevölkerten Dörfern der Brasilier Jedermann in einer nähern oder fernern Stufe verwandt seyn. Bei den Tupis findet man auch den Gebrauch großer Rathsversammlungen, wo man, wie bei den Nord-Amerikanern die Friedenspfeife rauchte. Hier verhandelte man wahrscheinlich die wichtigen Angelegenheiten, die die ganze Nation betheiligten. Um den Rang eines Kriegers zu erlangen, mußte man sich sehr beschwerlichen Proben unterwerfen, die jedoch nicht so hart, als die der Piayen waren. Die Krieger selbst wählten sich ein Oberhaupt, um sie in den Kampf zu führen. Die Erfahrung früherer Kriege bezeichnete den, den man wählen sollte; sein Ansehen hörte mit den Ereignissen auf, die es ihm verliehen hatten. Man bedurfte nicht allein Muth, um diese Barbaren-Horden zu führen; oft mußte man auch unumgänglich von denjenigen militärischen Talenten Gebrauch machen, die nicht die

Frucht des Nachdenkens sind. Die Kriege wurden nicht immer, wie die moderner Nationen geführt, wo der Sieg der List bleibt, und wo die Schwäche ihr Heil in den Wäldern findet: man suchte wohl den Feind zu überfallen; allein oft lieferte man sich auch so zu sagen geordnete Schlachten, und das Handgemeng war dann fürchterlich. Wenn die Angreifer von einem befestigten Dorfe zurück getrieben worden waren: so unternahmen sie in der Regel die Belagernng desselben, das heißt, sie bildeten in einer gewissen Entfernung mit den biegsamen Zweigen einiger Bäume einen ziemlich hohen Zaum, von wo aus sie ihre Pfeile auf den Feind schleudern, und die Zufuhr der Lebensmittel auffangen konnten; allein da ihnen selbst gewöhnlich die nöthigen Vorräthe mangelten, so hatten alle militärischen Operationen bald ein Ende; ja es geschah bisweilen sogar, daß die Belagerer selbst in ihren eigenen Werken belagert wurden, und viele ihrer eigenen Leute in der Gewalt der Feinde ließen. Der Ocean war auch oft der Schauplatz der Thaten der Tupinambas, und diese Kämpfe verlangten, wie man sich's wohl denken kann, noch mehr Fertigkeit von Seiten des Anführers. Kähne, die blos aus einem ausgehöhlten Baumstamme bestanden, bildeten die ganze Seemacht dieser Nation; allein man vervielfältigte dieselben in's Unendliche, und ihre Wälder boten ihnen allenthalben unerschöpfliche Materialien dazu dar.

Damit sind wir nun darauf gekommen, von einem, den meisten amerikanischen Völkern gemeinschaftlichen Gebrauche zu sprechen: ich meine, vom Opfern der Gefangenen und von den fürchterlichen Mahlzeiten, die man aus ihnen hielt. Allein wenn Menschen-fressende Völker Gefühle des Entsetzens in den Herzen der Euro-

päer erregten, so müssen die Europäer unserer Tage schaudern, sowohl wenn sie an eine so furchtbare Gewohnheit denken, als wenn sie sich an die Frevelthaten erinnern, welche man durch sie entschuldigen wollte.

Diese Menschen, die man uns als so grausam schildert, gaben — es ist wahr — einigen von ihren Gefangenen den Tod; sie gaben ihn, weil ihre Anverwandten bei ähnlichen Gelegenheiten ihn von ihren Feinden empfangen hatten. Unwissenheit ließ sie nicht einsehen, wie schrecklich das Vergnügen der Rache ist; allein ihre Rache war schnell. Sie hatten nicht, wie die Völker, die sich ihrer Civilisation rühmen, Gefängnisse erfunden, worin man Jahre lang hinschmachtet; dunkle, verpestete Kerker, worin man stets nur die Schrecknisse der Gefangenschaft und Verlangen nach dem Tode athmet.

Bei den Tupis genoß der zum Opfer geweihte Gefangene bis zu seinem letzten Augenblicke die Vergnügungen des Lebens. So wollte man es, und wünschte ungern, daß er es mitten unter Trübsalen verlassen sollte. Die Sieger wählten ihm unter den jungen Mädchen, die sich am meisten durch ihre Reize auszeichneten, eine Gattin. Diese Gefangenschaft, die auf eine so tragische Weise endigen sollte, dauerte gewöhnlich mehrere Monate, und verlängerte sich bisweilen zu Jahren. Da der, welcher das Schlachtopfer tödtete, einer besondern Achtung genoß: so bewahrten manche Krieger diese Ehre für ihre Kinder auf, und warteten, bis sie die Kraft besaßen, sich diesem Geschäfte zu unterziehen. Nach einer solchen That änderte der Opferer seinen Namen, und machte sich einen tiefen Einschnitt in den Schenkel, als wunderliches Zeichen eines Adels von ganz neuer Art, besonders wenn man

sich nicht der Gefahr ausgesetzt hatte, sich des Gefangenen mitten im Kampfe zu bemächtigen.

Obgleich man fast in ganz Amerika beinahe dieselben Zeremonien findet, wenn die Nation versammelt war, um das Opfer zu schlachten: so waren jedoch die Gebräuche der Brasilier weit weniger grausam, als die verschiedener anderer Völker. Sie warfen dem Krieger die Unthaten seiner Nation gegen die ihrige vor; sie bezeigten eine barbarische Freude, indem sie ihn an das gräßliche Vergnügen erinnerten, dessen sie nun genießen wollten; allein sie verlängerten seine Qualen nicht, und tödteten ihn mit einem einzigen Keulenschlag. Junge Gefangene wurden bisweilen von ihren Siegern an Kindesstatt angenommen; noch öfter aber blieben sie in einer Art von Sklaverei, wobei sie jeden Augenblick für ihr Leben fürchten konnten. Die Niederlassung der Portugiesen in diesen Gegenden führte eine große Aenderung in dem Schicksale der Gefangenen herbei; in der feindseligen Begierde, an ihnen den Haß zu sättigen, den man gegen einen andern Stamm hegte, zog man vor, sie als Sklaven zu verkaufen. Bald entsprang daraus noch ein anderes Uebel, die unvermeidliche Folge des abscheulichen Handels, den die civilisirten Nationen noch mit den wilden Völkern trieben: die Kriege vermehrten sich, und wurden zerstörender, weil die Europäer Landarbeiter bedurften.

Die Auswanderungen dieser Völker, ihre letzten Kriege unter einander, und endlich ihre fast gänzliche Vernichtung, die Folge unserer Eroberungen: dies ist Alles, was summarisch zu wissen wichtig ist, wenn wir von einigen bedeutenden Stämmen sprechen, die wir noch nicht genannt haben.

Die Tapuyas, von allen Seiten aus dem Gebiete verdrängt, das sie sonst besaßen, suchten im Innern des Landes einen Zufluchtsort; sie wurden von ihren Besiegern dahin verfolgt, und konnten sich der Gefangenschaft und dem Tode nur dadurch entziehen, daß sie der Wuth dieser fürchterlichen Feinde den standhaftesten Muth entgegen setzten.

Dieses Volk, welches ehemals mehrere bedeutende Nationen gebildet hatte, war nun auf verschiedene Punkte zerstreut, und folglich weit weniger furchtbar. Obgleich es einige Analogie mit den Tupis hatte, wenn man einem Manuscripte aus jener Zeit glauben soll: so war es doch durch Sprache und manche Gewohnheiten völlig von ihnen verschieden; *) man versichert sogar, daß es seine Gefangenen nicht opferte, was jedoch die Gebräuche der noch bestehenden Stämme zu widerlegen scheinen.

Nach der Vertreibung der Tapuyas geschah, was durch die Verbindung einer Menge kleiner Völkerschaften, die ein gemeinschaftliches Interesse momentan vereinigt hatte, nothwendig geschehen mußte: das besondere Interesse trennte sie; die meisten wurden unter sich eben so unversöhnliche Feinde, als sie Alle gegen die Tapuyas gewesen waren.

Die Geschichte hat uns die Namen der vorzüglichsten tupischen Nationen aufbewahrt, indem sie uns ihre Kriege erzählt, die für die Portugiesen oft traurig waren. Die Tupinambas, die Tupinaes, die Tupiniken waren die drei vorzüglichsten; ihnen folgten die Tamoyos, die Cahetes, die Amapiras ꝛc. Ver-

---

*) Roteiro do Brasil (Manuscript der königl. Bibliothek).

schiedene, in der Nähe dieser wohnende Nationen scheinen weder zum Stamm der Tupis, noch zu dem der Tapuyas gehört zu haben. Vielleicht waren es die Ueberbleibsel der ältesten Einwohner; vielleicht kamen sie aus den entferntesten Gegenden des Innern, von wo sie, in Folge verschiedener Kämpfe, vertrieben worden waren. Unter diese muß man die furchtbaren Ubirajaras zählen, die im Mittelpunkte der Kapitanerie Bahia lebten, und die eine, von denen ihrer Nachbarn ganz verschiedene Sprache hatten.

Die ungewissen Ueberlieferungen der von den Portugiesen unterjochten Stämme geben zwar eine schwache Stütze für die Geschichte; indessen haben sie uns bis hieher geleitet, und sollen uns ferner bei Erzählung der Kriege dienen, welche die eingebornen Nationen unter einander führten. Es ist schon schwierig, auf eineu nbestreitbare Weise den Ort der Herrschaft eines jeden Volkes zur Zeit der Entdeckung zu bestimmen; für eine frühere Zeit ist es fast unmöglich. Wir wollen im Süden anfangen.

Die Carijos, die, wie man glaubt, der großen Nation der Guaranis in Paraguay angehörten, wurden schnell in den Stand der Sklaverei versetzt. Da sie mehr als die andern Brasilier geneigt waren, Landbebauer zu werden, so wurden sie den neuen Pflanzern von Sankt-Vincent ziemlich nützlich. Die wilden umwohnenden Völker verachteten diese ohne Zweifel zu sehr, als daß sie sich so schnell hätten dienstbar machen lassen; *) allein sie zögerten nicht, sich mit den Eroberern zu verbinden; und wenn man zu den Quellen zu-

*) S. Hans Stade.

rück ginge, so würde man finden, daß viele Mestizen daher abstammen, obgleich der Urstamm vertilgt ist.

Die Tamoyos waren Herren des ganzen Küstengebiets zwischen dem Kap St. Thomas und Angra-dos-Reys. Obgleich diese Eingebornen geschickter, als die andern Brasilier waren in der Kunst, ihre Dörfer zu befestigen, *) so wurden sie dennoch zuerst von den Guaytakazes in das Innere verdrängt; und da sie bald darauf an die Küsten des Oceans zurück kamen, von den Portugiesen vertilgt. Ihre ersten Feinde hatten kein besseres Loos. In mehreren Treffen besiegt, mußten sie die Flucht ergreifen; und am äußersten Ende der Kapitanerie Rio-Janeiro findet man noch heut zu Tage die schwachen Ueberbleibsel ihrer Stämme. **) Sie führen jetzt den Namen Coroados, und leben mit den Pflanzern in Frieden, obgleich sie einige ihrer Gebräuche aufbewahrt haben. Die Guaytakazes sind vielleicht die einzigen Brasilier, welche Denkmahle hinterlassen haben, die fähig sind, einst die Neugierde des Alterthumsforschers in diesen Gegenden zu erregen. Sie begruben ihre Krieger in großen Gefäßen aus gebrannter Ziegelerde, und man hat zu verschiedenen Zeiten ziemlich viele dieser sonderbaren Begräbnisse entdeckt. Sie verschlossen ohne Zweifel Waffen- und Schmuckstücke. Es ist zu bedauern, daß man sie nicht aufzubewahren suchte.

Wir sprechen nicht von den Guaynazes, die gänzlich vertilgt sind, oder sich mit andern Stämmen vermischt haben. Ihre Nation war nicht bedeutend genug,

---

*) Roteiro do Brasil.

**) Corografia brasilica.

um den Kräften der Europäer und anderer wilden Völker, denen sie den Krieg erklärt hatten, widerstehen zu können; allein man muß in der That staunen, daß ein Volk, wie die Tupinambas, keine Spur in der Kapitanerie Rio-Janeiro hinterlassen hat. Dies ist einer der größten Beweise, daß bei der allgemeinen Auswanderung der Nation alle Stämme sich vereinigten. Diese völlige Uebereinstimmung ist bei einem so zahlreichen Volke sehr merkwürdig: wir werden die Ursachen derselben aufzählen, wenn wir von den Stämmen von San-Salvador sprechen.

Die Tupiniken und die Tupinaes scheinen nur Eine Nation ausgemacht zu haben; und obgleich sie einen Theil der Küste zwischen Rio-Janeiro und Bahia bewohnten, und verschiedenes Interesse hatten, *) führten ihre Streitigkeiten doch keine allgemeinen Kriege herbei. Sie waren Feinde der Tupinambas, und hatten ihnen gleichen Haß geschworen.

Die Tupiniken waren es, die Pedralvez-Cabral empfingen, und die ohne Zweifel für ihre Gastfreundschaft sehr übel belohnt wurden; denn einige Zeit nach der ersten Niederlassung der Europäer verließen sie die Küste und flüchteten sich in die Wälder, die diese schöne Gegend bedecken.

Alle von der Natur angebotenen Hülfsquellen sind für ein wildes Volk nicht zu viel, und seine Industrie steigt nicht im Verhältniß zu seinen Bedürfnissen. Wahrscheinlich bestritten die Tupiniken einen großen Theil derselben mit dem Fischfang, der in diesen Seestrichen reichliche Ausbeute gewährt, und ohne Zweifel

---

*) Siehe die Anmerkung S. 9.

war dies eine der Ursachen, welche sie zur Küste des Meeres zurück führten. Allein sie hätten vielleicht ihren neuen Zufluchtsort nicht verlassen sollen. Sie theilten das traurige Loos der Pflanzer, ohne große Vortheile in der Nähe ihrer Niederlassungen zu finden. Die wilde Nation der Aymores kam aus dem Innern herab, und machte keinen Unterschied zwischen den Europäern und Eingebornen. Man rühmt die Dienste, welche die Tupiniken den Portugiesen erwiesen haben; jetzt civilisirt, zeichnen sie sich durch ihre friedlichen Gewohnheiten aus; allein ihr Zustand ist elend, und muß das Interesse der brasilischen Regierung erregen. Ohne Zweifel haben die Tupinaes neue Bündnisse mit ihnen geschlossen. Seitdem diese Stämme keinen Ruhm mehr in ihrer Unabhängigkeit finden, haben sie ihr Unglück vereint; und bald wird vielleicht der Name „Amerikaner" hinreichen, um Menschen zu verbinden, die fast unversöhnliche Feinde gewesen wären.

Die Aymores, die eine so traurige Berühmtheit in Brasilien errungen haben, zeigten sich erst lange nach der Entdeckung, und da schon zahlreiche Niederlassungen gebildet waren, auf der Küste des Meeres. Man glaubt allgemein, daß dies Volk seinen Ursprung von einem Stamme der Tapuyas herleitete, welcher, in die Einöden des Innern verbannt, selbst die groben, von einer mächtigen Nation, die in einer Art von Ueberfluß lebte, erfundenen Künste vergessen hatte.

Von den Wilden selbst als Wilde angesehen, erhoben sich die Aymores, in Hinsicht des Verstandes nur wenig über die unvernünftigen Thiere. Fremd mit der Erbauung einer Hütte, waren sie weit entfernt, sich mit jenen Federzierrathen zu schmücken, deren Gebrauch

man bei allen andern Stämmen findet; allein sie hatten einen, vielleicht noch auszeichnendern Charakter: sie hegten einen unüberwindlichen Abscheu gegen das Wasser, welches sie sogar verhinderte, ihre Feinde zu verfolgen, wenn diese über einen Fluß setzten. *) Dieser Umstand könnte vielleicht auf den Gedanken führen, daß sie aus den dürren Ebenen gekommen seyen, die man in Pernambuko, Siara und Piauhy findet; denn einem wilden Volke, welches das Ufer von Flüssen bewohnt, kann die Schwimmkunst nicht lange unbekannt bleiben. Man behauptet, diese Barbaren hätten mehr Menschenfleisch gegessen, als die Andern. Man erzählt: sie hätten es wie jede andere Art Nahrungsmittel aufbewahrt, ohne damit einen Gedanken an Rache zu verbinden. Die Horden der Aymores verwüsteten die Kapitanerien Porto-Seguro und Ilheos so sehr: daß alle Einwohner sich genöthigt sahen, ihre Arbeiten aufzugeben, aus gänzlichem Mangel an Sklaven. Die Zahl derjenigen, die dabei ermordet wurden, schätzt man auf 3000. Eben so kamen ungefähr drei Hundert Pflanzer um. Später wurden die Aymores fast gänzlich ausgerottet. Man hat starke Gründe zu glauben, daß ihre Ueberbleibsel die Nation bildeten, welche man jetzt unter dem Namen der Botokudos kennt, und welche an den Flüssen Doce und Belmonte wohnt, wo fast alle Stämme mit den Pflanzern in Frieden leben. Diese Wilden zeigen jetzt etwas weniger Widerwillen gegen den Ackerbau, als sonst, und die Regierung wird sie vielleicht brauchen können, wenn sie ihre Dienste nicht allzuweit wegwirft; sie würden

*) Southey, History of Brasil.

besonders geeignet seyn, die Urwälder der östliche Küste zu lichten.

Die Papanazes hatten sich ehmals in den gegenden zwischen Porto-Seguro und Espirito-San niedergelassen; allein es scheint, daß die Europäer ihre Vertilgung nicht eben so sehr, wie die der and. Stämme vorzuwerfen haben. Die Tupiniken und Guaytakazes führten einen so grausamen Krieg mit ihnen, daß sie sie zwangen, das Innere zu suchen, wo sie vielleicht noch jetzt unter einem andern Namen leben.

Nun sind wir endlich zu demjenigen Theile der Küste gekommen, der von dem Volke bewohnt war, von welchem die Portugiesen die größten Vortheile hätten ziehen können, wenn die Sklaverei nicht zu oft die Belohnung ihrer gastfreundschaftlichen Tugenden gewesen wäre. Die Tupinambas, von allen andern Nationen gefürchtet, schienen durch ihre Sitten und durch ihren Muth sich über sie erhoben zu haben. Alle Nachrichten aus jener Zeit stimmen darin überein, daß sie dieselben als treue Verbündete der wenigen Franzosen darstellen, welche das Schicksal in jene Küstengegenden führte; und hätte sich die französische Regierung damals mehr mit der Kolonisation Amerika's abgegeben: so ist es ziemlich wahrscheinlich, daß die bedeutendste Nation Brasiliens es ihnen möglich gemacht hätte, sich auf eine dauernde Weise in einigen Gegenden dieses schönen Landes niederzulassen.

Die Bai von San-Salvador gehörte gänzlich den Tupinambas; ihre verschiedenen Stämme lebten lange in Frieden; allein ein dem Anscheine nach wenig bedeu-

---

*) Nicht Espiritu santo, wie es oft geschrieben wird.

tendes Ereigniß änderte die Gestalt der Dinge, und der Raub eines jungen Mädchens entzündete einen fürchterlichen Krieg zwischen den Bewohnern der beiden Seitenufer der Bai. Die Geschichte des trojanischen Kriegs erneuerte sich bei einem Volke in der Kindheit. Man möchte sagen, daß man bei diesen beiden Nationen, je geringer die Ursache war, um so mehr hitzigen Anreiz in dem Hasse fand, den man sich geschworen hatte. Der beleidigte Stamm gewann die Insel Itaparika, die dem Orte gegenüber liegt, wo jetzt die Stadt steht; *) eine große Anzahl Mißvergnügter vereinigte sich mit ihm; man setzte sich auf dem Festlande, und die Bai wurde der Schauplatz eines fortwährenden Kriegs. Die Zeit konnte den Groll der beiden Partheien nicht besänftigen. Bei den Wilden ist die Rache ein Bedürfniß, das die ganze Nation auf gleiche Weise fühlt. Auf diese Art stieg die Wuth der feindlichen Stämme so hoch, daß sie sogar der Gräber nicht mehr achtete: die Todten wurden ausgegraben, und erlitten tausend Beschimpfungen; **) allein nachdem sie sich diesem schändlichen, eines tapfern Volkes unwürdigen Gefühle überlassen hatten, wechselten die Krieger, der Gewohnheit gemäß, ihre Namen. Es scheint, als ob sie, in ihrem plumpen Aberglauben, sich so der Wuth der erzürnten Schatten hätten entziehen wollen.

Die Tupinambas nahmen an den Kriegen der Europäer Theil, nachdem sie sich vergebens aus allen Kräften ihren Angriffen widersetzt hatten. Wir werden

---

*) Die Ueberfahrt hinüber dauert manchmal nur eine Stunde.
**) Roteiro do Brasil.

sie in der Geschichte bis zu einem gewissen Zeitpunkte handeln sehen, wo sie plötzlich verschwinden. So wie sie sich vereinigt hatten, um einen fruchtbaren Landstrich einzunehmen, hörte ihre Feindschaft auf, als sie ihn verlassen mußten. Der Norden bot ihnen weite Einöden dar, die noch lange hätten verborgen bleiben sollen. Sie wandten sich nach diesem Zufluchtsort, den die Natur ihnen aufbewahrt zu haben schien. Das Land, welches der Amazonenstrom bewässert, nahm sie auf, und die Namen einiger Inseln und Nebenflüsse erinnern noch an diese Auswanderung. Vielleicht würde man in den Wäldern von Para einige Stämme der Tupinambas finden; allein es ist gewiß, daß man in den Gegenden, welche die Nation bei der Eroberung bewohnte, keine mehr antrifft. Man behauptet, daß, nachdem sie einen so festen und einstimmigen Willen gezeigt hatten, da sie die Gegend verließen, wo man sie unterwerfen wollte, sie sich von Neuem theilten, und einige Geschichtschreiber versichern, daß ein Theil derselben sich nach Peru begeben habe.

Jenseits des San-Francisko stieß man auf die Amapiras, die gleicher Weise von den Tupis abstammten, aber sich von denselben während des großen Krieges mit den Tapuyas getrennt hatten. Sie hatten den Namen eines ihrer Anführer angenommen, und lebten in beständigem Kriege mit einer Nation, die noch wilder war, als die Völker der Seeküste, denen sie völlig fremd war. Die Ubirajaras kannten lange die Europäer nicht, von denen sie wahrscheinlich am Ende vertilgt wurden.

Die Kapitanerie Pernambuko, wo man jetzt so wenig Eingeborne findet, war ehemals von der furcht-

baren Nation der Cahetes oder Caetes bewohnt, welche das ganze Gebiet zwischen den Flüssen San-Francisko und Rio-Parahiba besaßen. Als unversöhnliche Feinde der Tupinambas führten sie mit denselben einen immerwährenden Krieg; und sie wußten auf einer Art von Flössen von ziemlich sinnreicher Bauart über das Gewässer zu setzen, das sie von jenen trennte. Zwölf Krieger konnten diese sonderbaren Fahrzeuge besteigen, und ziemlich zahlreiche Flotten segelten bisweilen aus, um das Gebiet der feindlichen Stämme zu verheeren, die manchmal vierzig Stunden entfernt wohnten. Diese Liebe zum Krieg gereichte den Cahetes zum Verderben; die Tupinambas vereinigten sich mit den Tupinaes und den Tapuyas, um sie zu vertilgen, und es gelang ihnen vollkommen. Nur diejenigen von den Besiegten, welche die Berge von Aquesiba gewannen, konnten dem Tode oder der Sklaverei entgehen, welche beide bei diesen Nationen fast gleich geachtet werden. Die Cahetes standen im Rufe der Grausamkeit, was verschiedene, von Schriftstellern jener Zeit berichtete Züge bestätigen können.

Die Pitiguaren, die mit diesen Eingebornen zusammen gränzten, waren nicht weniger furchtbar, als sie. Als treue Freunde der Franzosen begleiteten sie dieselben auf verschiedenen ihrer Züge. Obgleich sie ihre Hauptsitze zwischen dem Rio-Grande und Parahiba hatten, scheinen sie dennoch ihre Herrschaft bis zu dem Amazonenstrome ausgedehnt zu haben. Eine Menge anderer Nationen von geringerer Bedeutung bewohnten die Küste, allein wir müßten uns dabei an eine bloße Aufzählung sonderbarer Namen halten; oft waren es auch nur flüchtige Stämme anderer Völker, von denen wir schon gesprochen haben, die in diesen

weniger bevölkerten Gegenden des Nordens einen Zufluchtsort suchten. Zu erzählen, was von diesen Völkern noch übrig ist, würde ohne Zweifel eine lohnende Arbeit seyn; jedoch würde uns dies über die Gränzen dieses Werkes hinausführen. Wir begnügen uns, indem wir von dem gegenwärtigen Zustande Brasiliens sprechen, summarisch einige der vorzüglichsten Nationen zu bezeichnen, die noch dies weite Erdgebiet bewohnen.

Geschichte der Entdeckung.

Die Reise des Vasco de Gama nach Ostindien hatte in dem Herzen aller Portugiesen den Wunsch erregt, beträchtliche Entdeckungen fortzusetzen. Die ganze Nation wünschte eine neue Expedition. Emmanuel befriedigte bald ihre Ungeduld; er war weit entfernt, voraus zu sehen, was das Schicksal ihm aufbewahrte, und Brasiliens Entdeckung hing großentheils von dem Augenblicke ab, worin er sich entschloß. Der Zufall that in diesem Falle, was er so oft gethan hat; er ersetzte das Genie mit unternehmenden Männern. Man mußte die Windstillen der afrikanischen Küsten vermeiden; Pedralvez Cabral *) suchte das hohe Meer; die Winde rissen ihn mit sich fort, und Süd-
1500 amerika's Küste entfaltete sich vor ihm. **)

Ich weiß nicht, ob man für den Entdecker viel Ehre aus einem Ereignisse folgern soll, das an so vie-

*) Die portugiesischen Geschichtschreiber nennen ihn häufig so; es ist verkürzt für Pedro Alvares.

**) Nach andern Geschichtschreibern soll schon 1497 Amerikus Vespuzius Brasilien entdeckt, der Admiral Cabral aber es erst 1500 in Besitz genommen haben.

len, von Vernunftschlüssen unabhängigen Umständen haftet; allein es ist gewiß, daß man Brasiliens Entdeckung dem portugiesischen Schiffer verdankt. Der Spanier Vincente Yanez Pizon erkundete nur die Mündung des Amazonenstroms; seine Expedition lieferte kein Resultat. Cabral machte die seinige nützlich für sein Vaterland. Nach dem Gebrauche der Europäer aller Zeiten begann er damit, daß er dem Lande einen Namen gab, ehe er den kannte, den es bei den Eingebornen führte. Es war in der Osterwoche; der Berg, den man vor Augen hatte, wurde daher Monte-Pascoal, und das übrige Land Vera-Cruz geheißen. Das Betragen der Europäer war ziemlich klug, und die Einwohner zeigten ihnen bald ein völliges Vertrauen; denn sie mischten sich unbewaffnet unter sie, und fürchteten nicht, sie, jedoch in kleiner Anzahl, in ihr Dorf zu lassen. Wie alle Wilden, wünschten sie mit Ungeduld, die Kleinigkeiten zu erhalten, die ihre Blicke reizten, und wenn sie solche erhalten hatten, bewiesen sie oft keine Erkenntlichkeit dafür; sie hatten keinen Werth mehr, sobald sie ihr Verlangen nicht mehr reizten: sie dachten bald, daß sie für etwas Unnützes keinen Dank zu erstatten brauchten. Man muß schon auf eine ziemlich hohe Stufe von Vollkommenheit im gesellschaftlichen Zustande gelangt seyn, um ein gutes Streben zu fühlen, welches keine Wirkungen hat. Die Tupiniken fühlten bald, von welchem Vortheile für uns der Gebrauch des Eisens seyn müßte; sie drängten sich in Haufen um die Europäer, die mit Aexten das Kreuz behieben, das man am Gestade errichten sollte, und vielleicht gab ihnen ein grobes Werkzeug einen größern Begriff von unserer Macht, als jene Schiffe, deren erstaunlichen Bau sie nicht

begreifen konnten. Sie halfen das Kreuz tragen, welches die andern Nationen künftig unterrichten sollte, daß das Land aufgehört habe, ihnen zu gehören, *) und daß sie in Europa einen Gebieter hätten, dessen Wille sie vernichten könnte.

Während der religiösen Feierlichkeiten, die bei der Besitznahme Statt hatten, betrugen sie sich genau, wie die Europäer; sie ahmten ihre Geberden und ihre Andacht nach. Man glaubte, daß man wenig zu thun haben würde, um sie zu vermögen, das Christenthum anzunehmen; allein die Folge bewies, wie lange diese Bekehrung dauern sollte: sie ging gleichen Schritt mit der Vertilgung des Stammes, weil sich andere Interessen darunter mischten, als die der Religion.

Man glaubte Anfangs, das Land verschließe keine kostbaren Produkte, und Portugalls Handel würde daraus nur schwache Vortheile ziehen können; indessen urtheilte Cabral richtig, daß er zwei junge Leute dort ließ, die verschiedener Verbrechen wegen zur Verbannung verurtheilt waren: sie sollten die Sprache der Eingebornen lernen, und in Zukunft bei andern Expeditionen als Dolmetscher dienen. Man beredete sich zu gleicher Zeit, ob man sich einiger dieser Naturmenschen bemächtigen sollte, um sie nach Europa zu führen; aber, eine für jene Zeit merkwürdige Sache, diese Ungerechtigkeit wurde doch unterlassen; und Cabrals Widersetzung in diesem Falle macht ihm vielleicht mehr Ehre, als die glänzenden Thaten, die man von ihm aufgeführt hat.

---

*) S. das Sendschreiben des Pedro Vas de Caminha, des Gefährten Cabrals; eine Uebersetzung davon von Ferdinand Denis steht im Journal des voyages de Verneur.

Bei der Abreise von Vera-Cruz wurde ein Schiff, mit Vorräthen versehen, nach Europa abgefertigt, um die Nachricht von der Entdeckung, die man eben gemacht hatte, dahin zu bringen. Gaspard de Lemos, der den Befehl darüber führte, erkannte auf einem Theile der Küste, und — denn er ahmte seines Chefs Mäßigung nicht nach — bemächtigte sich zweier Eingebornen, die am Hofe erschienen. Wenn man aufmerksam den Geistesschwung überdenkt, den bei einem hitzigen Volke die aufeinander folgenden Anzeigen ähnlicher Ereignisse hervorbringen mußten: so wird man sowohl über seine Eroberungen, als auch über seinen Eifer für Kolonisation weniger erstaunt seyn; allein wenn es sich mehr begünstigt fühlte, als andere Nationen: so vernachlässigte es auch in keinem Falle die glücklichen Würfe, die ihm das Schicksal bot. Bei seiner Rückkehr aus Indien sah Cabral, daß man 1501
seine Angaben benutzte; er traf in dem Hafen von Bezenegue auf Nicolas Coelho, der sich nach Brasilien begab. Southey behauptet, daß auf gleiche Weise Amerigo Vespuci im nämlichen Jahre nach diesem Lande reis'te, daß er bei den Menschenfressern einige Leute verlor, und daß er auf seiner zweiten Reise im folgenden Jahre die erste Niederlassung in jenen Gegenden an der Allerheiligen-Bai anlegte. Wie dunkel müssen die ältern Zeiten unserer Geschichte seyn, wenn nur eine so nahe Epoche schon Vermuthungen über wichtige Umstände darbietet! Wie es auch seyn mag: so schreibt man doch allgemein die Entdeckung von Bahia dem Christovam Jacques zu, der die ganze Küste bis zur Magellanischen Straße erkundete, und in allen Häfen, wo er landete, den Waffen seines Souverains Pfähle errichtete. Da er das Unglück hatte, mehrere seiner

Fahrzeuge zu verlieren: so legte er auf dem Gebiete von Vera=Cruz mit der Schiffsmannschaft eine Kolonie an, die zu jener Zeit den Namen Porto=Seguro erhielt.

Das Färbeholz, welches die ersten Schiffer aus diesem Lande gebracht hatten, erregte bald das Interesse der Kaufleute, die von den Entdeckungen der Nation wahre Vortheile zu ziehen begannen. Der große Landstrich, der das Brasilienholz *) hervor brachte, wurde in ihren Augen kostbar; sie gaben ihm den Namen, den es noch heute trägt. Ein einziges Erzeugniß dieses fruchtbaren Landes war lange noch der einzige Gegenstand, der die Blicke Europa's auf sich zog.

1502 Verschiedene Expeditionen hatten nun Statt; die
bis meisten derer, die man nach Ostindien bestimmte, gin=
1508 gen auch nach Brasilien, bildeten aber daselbst keine Niederlassungen. Die Unglücklichen, die an der Küste Schiffbruch litten, sahen sich gezwungen, unter den Wilden einen Zufluchtsort zu suchen, und die Kolonie
1515 Porto=Seguro ging wahrscheinlich ein, weil die Matrosen eines portugiesischen Schiffs, das bei der Ein=
1516 fahrt in die Allerheiligen=Bai zu Grunde ging, ihre so wenig entfernten Landsleute nicht aufsuchen wollten. Verschiedene kleine Kolonien konnten ferner in diesem ungeheuern Erdstriche entstehen, ohne Spuren zu hinterlassen. Ihre ersten Einrichtungen sind wahrscheinlich denen der Wilden ähnlich gewesen, und konnten den Anstrengungen der Zeit nicht widerstehen. Unter allen

*) Diesen Namen gab man der Ibirapitanga wegen ihrer Farbe: braza heißt im Portugiesischen Gluth, glühende Kohle.

Expeditionen, die zu jener Zeit Statt hatten, muß man die des Solis, des großen Steuermanns von Kastilien, auszeichnen. Dieser Schiffer befuhr die ganze Küste, und drang in die Bai von Ganabra ein, heut zu Tage die von Rio-Janeiro genannt. Der berühmte Magalhaens, Magellan geheißen, ahmte ihm 1525 bald darauf nach; allein wir übergehen eine Menge anderer Expeditionen, die kein Resultat lieferten. Die 1526 des Diego Garcia war darunter die bedeutendste.

Eintheilung Brasiliens in Kapitanerien.

Nicht lange war man mit Brasiliens Fruchtbarkeit und den Vortheilen, welche es dem Mutterstaate bringen konnte, unbekannt. Wenn Emmanuel immer neue Entdeckungen zu machen suchte: so strebte sein Sohn, Johann III., sorgfältig, sie benutzen. Vielleicht muß man den Vorwurf der geringen Weisheit, welche man bei der ersten Verwaltung Brasiliens zeigte, gegen das Zeitalter selbst richten. Das schöne Land wurde in neun Kapitanerien eingetheilt; aber man errichtete dabei von Anfang an ein lehenbares Gouvernement; und dies war keineswegs das Mittel, die Eingebornen zu gewinnen, deren Geist Einrichtungen der Art völlig entgegen war. Man erlaubte verschiedenen Herren, vierzig bis fünfzig Leguas längs der Küste zu erobern, und daselbst die Einrichtung zu treffen, die ihnen die entsprechendste scheinen würde. Sie hatten das Recht, Bewilligungen zu machen und Gesetze einzuführen. Keine Verordnung beschränkte ihre Gewalt: und man darf staunen, daß sie mit dem Rechte, Sklaven zu machen, nicht auch das über Leben und Tod erhielten.

Allein man wagte nicht, ihnen diese letzte Gewalt einzuräumen, denn es würde vielleicht bald keine Sicherheit für die Pflanzer selbst mehr gewesen seyn.

Die erste Niederlassung, die dieses Namens würdig war, wurde im Süden von Martin-Alphonso de
1531 Souza, der sich schon in Ostindien ausgezeichnet hatte, angelegt. Wahrscheinlich waren es die nähern Nachrichten über den friedlichen Charakter der Carijos, die diesen Herrn bestimmten, das Gebiet von St. Vincent zu übernehmen. Er sah auf seiner Reise die stolze Bai von Rio-Janeiro, begriff aber nicht die Vor-
1532 theile ihrer Lage. Er begnügte sich, der Bai einen Namen zu geben, der sie sehr schlecht bezeichnet, und den man nicht hätte beibehalten sollen. Sein erster Vorsatz war, sich unter 14° anzusiedeln. Er wurde Anfangs von den Wilden vertrieben; aber ein Portugiese, Namens Ramalho, der in diesen Gegenden Schiffbruch gelitten hatte, beschützte ihn gegen eine weit mächtigere Nation, und machte es ihm so leicht, auf der Insel St. Vincent eine Kolonie zu gründen, und längs der Küste mehrere Europäer, die er mitgebracht hatte, anzusiedeln. Die Brasilier können es nicht vergessen, daß sie dem Alphonso de Souza den Anbau des Zuckerrohrs und die Einführung der Hausthiere verdanken, die sich seitdem mit so außerordentlicher Schnelligkeit fortgepflanzt haben. Dies sind ohne Zweifel seine größten Titel, die ihm die Dankbarkeit der Nation gab. Er kehrte bald nach Europa
1534 zurück, von wo er mit dem Admiralstitel nach Indien geschickt wurde.

Sein Bruder, Lopez de Souza, hatte nicht Zeit, so große Verbesserungen in der Kapitanerie vorzuneh-

men, die ihm zugefallen war. Er siedelte sich in Santo-Amaro, nahe bei St. Vincent, an. Mit den Pitagoaren war er Anfangs in verschiedene Kämpfe verwikkelt, die er siegreich bestand. Da er aber bei einem Schiffbruche in der Mündung des Rio de la Plata umgekommen war, fiel sein Gebiet in andere Hände.

Ich habe von diesen zwei Kolonie-Gründern länger gesprochen, als ich es von andern thun werde. Die Geschichte derselben stellt während mehrerer Jahre nichts, als die Erzählung von der Zerstörung wilder Völker dar. Ihre Wohlfahrt steigt in eben dem Maaße, als die Erfahrung sie erleuchtet; allein man sieht, daß die von Johann III. bewilligten Privilegien alle die traurigen Ereignisse herbei führen, die nothwendig das Resultat derselben wurden.

Einige Zeit nach Lopez's Tode läßt sein Freund Goes sich von Martim Ferreira unterstützen, und gründet die Kapitanerie Parahiba, die er bald wieder verläßt. Coutinho ist glücklicher mit seiner Niederlassung Espirito-Santo, in der Nähe des Orts, wo Cabral gelandet war. Er fand noch Einen der beiden 1534
Verbrecher, die man hier zurück gelassen hatte. Die Tupiniken überzogen ihn mit Krieg; später aber versammelte er sie in Dörfern, und bemühete sich, sie dem Joche der Civilisation zu unterwerfen. Die Zuckerfabriken von Porto-Seguro versorgten bald die Hauptstadt.

Der Landstrich, welcher die Kapitanerie dos Ilheos bildet, wurde dem Figuerero Correa bewilligt, der einen gewissen Romerra abschickte, um davon Besitz zu nehmen. *)

---

*) Johann de Barros, den die Portugiesen unter ihre ausgezeichnetsten Geschichtschreiber zählen, war einer der

Die Bai von San-Salvador entging eine Zeitlang der Aufmerksamkeit der Europäer, denn Pernambuko bekam eine Kolonie, ehe man an diesen schönen Landstrich, den die Tupinambas besaßen, dachte. Es ist zu bemerken, daß die Kolonisation immer von Süden nach Norden ging, wahrscheinlich des Klima's wegen. Duarte Coelho Pereyra, dem die Kapitanerie Pernambuko verliehen worden war, zeigte in der Art und
1584 Weise, wie er seine Niederlassung anlegte, Klugheit. Nicht allein hatte er die Cahetes zu vertreiben; er mußte sich auch dem Einfalle der Franzosen widersetzen, welche diese, schon an sich so furchtbaren Wilden leiteten. Gewandt genug, um ein dauerndes Bündniß mit dem berühmten Tabyra, dem Anführer der Tobayaren, zu schließen, vernichtete er jedoch bald die feindlichen Stämme, legte den Grund zu der Stadt Olinda, und bereicherte gleich Anfangs die Kolonie durch Benuzzung des Färbeholzes, welches Europa nicht mehr entbehren konnte.

Kaum war Amerika gekannt: so mußte es von dieser Zeit an Unglücklichen, die wegen ihrer religiösen Meinungen verfolgt wurden, zur Zufluchtsstätte die-

---

Ersten, die mit Länderei beschenkt wurden; er hat uns die Namen derer aufbewahrt, die gleiche Gunst, wie er, empfingen. Sie sind der Zahl nach acht, und ich glaube, sie hier anführen zu müssen: Duarte Coelho Pereyra, Francisko Pereyra Coutinho, Jorges de Figueredo Correa, Pedro do Campo Tourinho, Vasco Fernandez Coutinho, Pedro de Goes, Martin Affonso de Souza, und Pedro Lopes de Souza. Obgleich er versichert, daß zwölf Kapitanerien errichtet worden seyen, so nennt er die Besitzer der drei übrigen dennoch nicht.

nen. Die in Portugal errichtete Inquisition schickte ganze Familien aus ihrem Vaterlande, um mitten in den Einöden der neuen Welt die Sicherheit zu suchen, die man ihnen in Europa versagt hatte. Die unglücklichen Juden wurden zur Flucht gezwungen. Natürlich wählte man, um sich anzusiedeln, einen Ort, dessen Bevölkerung die meisten Hülfsquellen darbot; und die neue Niederlassung erhob sich mit großer Lebendigkeit. Man bemerkt, daß dies der Ort Brasiliens ist, wo sich die kleinen weißen Eigenthümer in größter Anzahl befinden. Verbannte konnten ihren Kindern keinen andern Reichthum, als Arbeitsliebe, hinterlassen; und diese gaben den Beweis, daß in der Folgezeit die Weißen die Gegenden unter den Wendekreisen fruchtbar machen können. Diese bauen den Boden oft mit mehr Eifer, als die Afrikaner, den sie ihren Arbeiten mehr als Gehülfen, denn als Sklaven zugesellen.

Ein Europäer lebte schon in der Mitte der Tupinambas von San-Salvador, ehe die portugiesische Regierung über das Gebiet, das sie bewohnten, verfügt hatte. Der junge Alvares Correa, den ein Sturm auf die Küste von Brasilien geworfen hatte, war der Wuth der Wilden entgangen, hatte sich mit der Tochter eines Anführers *) verheirathet, und genoß bei dem Stamme der Achtung, die seine überlegene Klugheit bei einem wilden Volke ihm verschaffen mußte. Eine Reise nach Frankreich hatte ihn in den Stand gesetzt, diejenigen die Vortheile der Civilisation kennen zu lehren, die ihn aufgenommen hatten. Er wurde darum geliebt, weil er ihnen das Joch einer Gewalt

*) Im Jahr 1516.

nicht fühlen ließ, die sich täglich mehrte. Francisko Pereyra Coutinho kam an; Johann III. hatte ihm den ganzen Landstrich zwischen der Spitze Sankt-Anton und dem Flusse San-Francisko verliehen. Der neue Statthalter blieb nicht bei jener Mäßigung, die den Tupinambas so wohl that. Er suchte nicht ein Mal die von seinen Soldaten verursachten Unordnungen zu unterdrücken. Alvares Correa, der sein Unterthan geworden war, wurde alsbald sein Gefangener. Er entriß ihn seiner Familie, und entzündete in dem heroischen Busen eines Weibes *) jenes Verlangen nach Rache, welches seine schlecht befestigte Herrschaft bald stürzte. Gezwungen zu fliehen, suchte er einen Zufluchtsort in der Kapitanerie dos Ilheos.

Aber ein Theil der Tupinambas, schon gewöhnt an europäischen Ueberfluß, bedauerte bald seine Flucht. Er wurde zurück gerufen, und war so unklug, sich von Neuem in die Mitte einer Nation zu begeben, deren größter Theil ihn verabscheute. Als er eben in die Bai einfahren wollte, warf ihn ein heftiger Sturm an die Insel Itaparika; und alle diejenigen von seiner Schiffsmannschaft, die das Land gewinnen konnten, wurden verzehrt. Alvares allein entging der Wuth des Stammes. Seiner Familie zurück gegeben, fuhr er fort, wie ein Vater diejenigen zu führen, die seine Abwesenheit betrauerten, und die sogar eine Zeitlang seinen Tod beweint hatten.

Nach dem tragischen Ende Coutinho's, fiel die Kapitanerie wieder an die Krone zurück. Man war

*) Wir meinen die berühmte Paragouasson, die Gattinn des Alvares Correa.

jetzt von den Vortheilen überzeugt, welche die Bai darbieten konnte. Johann III. beschloß, an ihrem Gestade eine Hauptstadt zu gründen, damit die andern Ansiedelungen die Hülfe fänden, welche ihre Schwäche verlangte. Fünf Schiffe, sechs Hundert Freiwillige, fünfzehen Hundert Verurtheilte, und einige Familien, die sich zu einer, wahrscheinlich vortheilhaften Auswanderung entschlossen hatten, bildeten diese neue Expedition, über welche der Oberbefehl dem Thomas de Souza anvertraut wurde. Dieser wurde mit dem Titel 1549
eines General-Statthalters bekleidet, und erhielt die Macht, seine Gerichtsbarkeit auch auf die andern Provinzen auszudehnen. Jetzt geschah, was früher hätte geschehen sollen: die Privilegien der Kapitanerie-Besitzer wurden außerordentlich beschränkt.

Thomas de Souza fand bei seiner Landung noch den Alvares, der ruhig in der Ansiedelung lebte, die er gegründet hatte; er erhielt von ihm bedeutende Unterstützungen, und dieser alte Pflanzer war es besonders, der ihm die Freundschaft der Wilden zuwege brachte, die durch die letzten Ereignisse schon erzürnt waren. Man begann den Grund der Stadt an dem Orte zu legen, wo sich noch heut zu Tage die Kirche Unsrer lieben Frauen von Ajuda erhebt. Allein dies geschah gegen die Meinung verschiedener Personen aus der Expedition; und in der That war dieser Ort schlecht genug gewählt, wenn man die Nachtheile in Erwägung zieht, die für die Erbauung einiger Quartiere daraus entstanden sind. Wäre man ein wenig weiter ins Innere der Bai eingedrungen: so hätte man in der Gegend von Tapagype einen unendlich bessern Platz gefunden, weil die Stadt nicht von ermü-

benden und bisweilen gefährlichen Anhöhen unterbrochen worden wäre. Man versichert, daß man oft an diese Schwierigkeit gedacht habe, und daß ein Statthalter in unsern Tagen Willens gewesen sey, den Fehler des Thomas de Souza zu verbessern.

Die Emsigkeit, welche die neuen Pflanzer zeigten, erscheint wahrhaft außerordentlich, wenn man die Gebäude betrachtet, die noch aus der Zeit der Gründung herrühren. Das Wohl der Niederlassung muß man besonders dem weisen und gemäßigten Benehmen des Statthalters und dem Einflusse zuschreiben, den Alvares Correa über die Eingebornen ausübte. Bemerkenswerth ist, daß diese unglückliche Nation, von welcher man keine Spuren auf der Küste mehr findet, so viel zur Erbauung einer Stadt beitrug, *) aus welcher ihre grausamsten Verfolger hervor gehen sollten.

Es wäre sehr zu verwundern gewesen, wenn ein gutes Einverständniß lange unter Menschen geherrscht hätte, die so verschiedenartig an Sitten und Charakter waren, und wovon die Einen immer herrschen wollten, während die Andern sich keiner Art von Abhängigkeit unterwerfen konnten.

Einer der Kolonisten wurde von einem Tupinambas getödtet. Der Stamm lieferte den Verbrecher aus; allein von dieser Zeit an hörte man auf, dasselbe Vertrauen in die Verhältnisse zu setzen, die zwischen den beiden Völkern bestehen sollten; und da ein Mal das gute Einverständniß gestört war: so sah man von jeder Seite bald klar ein, was der wahre Vortheil

*) San-Salvador oder Bahia.

erheischte, d. h., man fing an, die Vertilgung derer zu wünschen, welche man fürchtete.

So standen die Sachen, als einige Jesuiten in Brasilien ankamen. Sie suchten unter den Wilden Proselyten zu machen, und bemühten sich auf jede Weise den gehässigen Gebrauch des Menschenfressens abzuschaffen; allein diese Völker begriffen noch nicht, was uns gegen diese barbarischen Feste empörte, die sie an den Ruhm des Stammes erinnerten; und der unbedachtsame Eifer der Missionäre hätte beinahe die ganze Kolonie in die größte Gefahr gebracht. Ein, von dem tödtlichen Streiche schon getroffenes Schlachtopfer war den Wilden entrissen worden. Als sie sich von ihrer ersten Bestürzung erholt hatten, beschlossen sie, diesen Schimpf zu rächen, und brachen gegen die Stadt auf; allein der Anblick der europäischen Feuergewehre erschreckte sie, und sie flohen wieder in ihre Wälder.

Die Civilisation machte nur sehr wenige Fortschritte unter diesem Volke. Da sie die Jesuiten theils haßten, theils verehrten, nach Maßgabe der Glücks- oder Unglücksfälle, die ihnen begegneten, und für deren Austheiler sie jene hielten, da sie unaufhörlich neue Einöden suchen mußten, und überall von den Küsten des Oceans zurück getrieben wurden: so nahmen sehr Wenige die Lebensweise der Europäer an; und der beste Beweis dafür ist die kleine Anzahl der Mestizen, die man heut zu Tage in den Umgebungen von San-Salvador findet.

Las Casas hat uns schon dargethan, daß im Anfange der Kolonisation von Amerika überall, wo die Europäer mit den Eingebornen in Verbindung standen,

sie diesen das Beispiel aller Laster gaben; und sie selbst in unordentlicher Lebensart noch um Vieles übertrafen. Die Kolonisten begnügten sich nicht, sich einer zügellosen Liederlichkeit hinzugeben; sie machten sogar diejenigen, deren Gattinnen und Töchter sie entführten, zu Sklaven. Man muß jedoch nicht vergessen, daß sie damals eine kurze Zeit eine übermäßige Gewalt erhalten hatten; die Macht führte Ungestraftheit herbei.

Ungefähr um diese Zeit war es, daß Ehrgeiz die Europäer ergriff, und daß sie, den Ackerbau verachtend, der wegen seiner Langsamkeit ihren ungestümen Wünschen nicht zusagte, in das Innere drangen, in der Hoffnung, daselbst Gold zu finden. Es wäre vielleicht ein großes Glück gewesen, wenn ihre Nachforschungen immer so fruchtlos gewesen wären; das Land würde unendlich besser angebaut seyn, und die öden Sandsteppen würden jetzt ihre Hülfsquellen darbieten. Man verliert nie etwas, wenn man seinen Unterhalt sichert.

1552 Nach Verlauf von vier Jahren begehrte Thomas de Souza seine Zurückberufung, und legte die Zügel der Verwaltung in die Hände des Don Duarte da Costa, der mit sieben Jesuiten, worunter auch der berühmte Anchieta, in Brasilien angekommen war. Dieser Statthalter hatte ohne Zweifel Zeit gehabt, den Geist seiner Reisegefährten zu studieren; er sah darin den festen Willen, sich der Gewalt zu bemächtigen, und hütete sich wohl, sie zu unterstützen. Ohne Zweifel geschah es, weil sie sich im Mittelpunkte Brasiliens nicht genug geschützt achteten, daß die neuen Missionäre beschlossen, sich am südlichen Ende niederzulassen, wo sie fern von den wachenden Blicken des neuen Statthalters waren. Die Ebene von Piratininga nahm sie

auf; hier gründeten sie eine Kolonie, und aus diesem Lande gingen in der Folge die neuen Beherrscher Paraguay's hervor.

Versuche der Franzosen, sich in Brasilien anzusiedeln.

Obgleich der Pabst das ganze mittägliche Amerika unter zwei Nationen vertheilt hatte, so konnten die andern Mächte diese besondere Verleihung doch nicht ohne Neid sehen. Menschen, die sich nicht den Aussprüchen des römischen Hofs unterworfen glaubten, fürchteten auch nicht, sie zu übertreten; man sah Protestanten im Schooße dieser öden Gegenden einen Zufluchtsort suchen. Merkwürdig genug ist es: daß ein, Anfangs von den Portugiesen verachteter Posten, der seitdem die Hauptstadt des Reichs wurde, zuerst der Zufluchtsort einiger, in ihrem Vaterlande unglücklicher, Fremdlinge war. Dies beweis't, daß Villegagnon, der An- 1555
führer der aus Frankreich abgegangenen Expedition, einer von jenen Männern war, deren erster Blick sicher ist, und deren Nachdenken den Ereignissen vorangeht. Die Vortheile der Lage von Rio-Janeiro entgingen ihm nicht; allein immer wird es eine zweifelhafte Frage seyn, zu wissen: ob er mit dem Entschlusse abreisete, seine Landsleute glücklich zu machen, oder ob ihm der Ehrgeiz in dieser weiten Reise nur ein Mittel zeigte, seinem Stolze zu fröhnen.

Was man Gewisses weiß, ist: daß er, Anfangs beschützt von Coligni, sich als einen warmen Anhänger der reformirten Religion bewies, die Protestanten zu sich rief, ihnen einen Zufluchtsort gegen die Verfolgungen versprach, und, plötzlich seinen Glauben ändernd,

1557 die Grundsätze mit Füßen trat, die ihm so viele Unglückliche zugeführt hatten. Wenige Worte enthalten eine ganze Geschichte: anstatt zu beschützen, verfolgte er; er trug den Haß seiner Landsleute davon, da er den Tribut ihrer Dankbarkeit sich hätte erwerben können. Als er aus Amerika abreisete, um sich nach Frankreich zu begeben, strebte er nach neuer Hülfe; die Kolonie sollte sich rasch vermehren; alle Projekte seiner Unterhändler scheiterten; er verbarg seinen Haß und seine Gewissensbisse im Innern seines Schlosses, und starb, mit einem schmählichen Beinamen gebrandmarkt; die Protestanten nannten ihn den Kain von Amerika.

Wenn dieser Anführer, an welchem man Festigkeit und große Talente erkennt, nicht von Anfang an eine grausame Treulosigkeit gezeigt, wenn ein unerträglicher Stolz ihm die Gemüther derjenigen nicht entfremdet hätte, die durch ihr eigenes Interesse an ihn gebunden waren, so würde man die Hauptstadt einer französischen Kolonie rasch aufblühen gesehen haben. Die Portugiesen schienen durch ihre unermeßlichen Besitzungen verhindert; sie verachteten sie ohne Zweifel, weil die Gold- und Diamant-Gruben noch nicht entdeckt waren. Die Provinz Rio muß das Interesse der Statthalterschaft sehr schwach angeregt haben, weil man Fremdlinge sich derselben bemächtigen sah, ohne während vier Jahren die geringsten Anstrengungen zu machen, um sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Die Jesuiten mußten die Gefahren begreiflich machen, denen man sich aussetzte; ihr Eifer war nicht ganz uneigennützig; die Franzosen konnten, in der Nähe ihrer Ansiedelung, ihnen eines Tags schaden. Man beschloß, sie zu verjagen, und der Jesuit Nobrega hatte den größten Theil an dieser

Unternehmung; allein die französische Kolonie war damals lange nicht so furchtbar, als sie es hätte seyn können; indessen war der Vortheil der Lage so groß, daß die Angreifer, unerachtet ihrer Anzahl, zurückgetrieben wurden, und daß ein verzweifelter Versuch nöthig war, um das Fort wegzunehmen. Die Franzosen flüchteten sich 1560
auf das Festland, oder gewannen ihre Schiffe.

Wenn die Anstrengungen der Portugiesen nicht geglückt wären, so ist es ziemlich wahrscheinlich, daß die Franzosen die Herren von einem Theil der Küste geblieben wären; später hätten sie ohne Zweifel die Minen des Innern entdeckt, allein schwerlich hätten diese Quellen von Reichthümern das Loos der Nation verbessert; wir haben traurige Beweise, daß die Schätze der neuen Welt ihren europäischen Besitzern nur Verachtung des Ackerbaues, und folglich Elend gebracht haben.

Nach Vertreibung der Franzosen aus der Bai von Rio=Janeiro, hätte Mem de Sa die Vortheile erkennen sollen, die man aus einer solchen Lage ziehen konnte. Die Franzosen blieben beinahe Meister der Rhede; sie hatten bei ihren Verbündeten, den Tupinambas, einen Zufluchtsort gefunden.

Zu dieser Zeit ungefähr fiel die wilde Nation der Aymores aus dem Innern auf die Bewohner der Küste. Dem Einbruche dieses Volkes, das weit barbarischer als die übrigen Eingebornen war, muß man vieleicht die Entvölkerung zuschreiben, die man auf der fruchtbaren Küste zwischen Rio=Janeiro und San=Salvador wahrnimmt. Die in ihrem Entstehen zerstörten Ansiedelungen konnten sich nie mehr erheben; es gibt schon Rui=

nen in diesem kaum angepflanzten Gebiete.*) Die Sieger wurden von Mem de Sa ausgerottet, oder in die Wälder zurückgetrieben; allein es ist leichter zu fechten, als durch eine weise Verwaltung, die durch den Krieg herbeigeführten Uebel wieder gut zu machen.

Gründung der Kolonie der Paulisten.

Während eine barbarische Nation das erste Besitzthum der Europäer in diesen Gegenden verwüstete, sah man im Süden zwei Gesellschaften unternehmender Menschen sich bilden, die den größten Einfluß auf diesen Theil von Süd-Amerika hatten. Die Jesuiten sammelten ihre ganze Macht in den Ebenen von Piratininga; von da aus geboten sie den andern Provinzen Brasiliens. Ihre Unternehmungen waren das Resultat einer lange gereiften Combination; man sah, daß ihr Ehrgeiz seine Wurzeln in Europa hatte, und daß er zu einem vollkommenen Systeme gehörte, das fast alle Vortheile für sie vereinigte. Die Paulisten verlangten ihren Antheil an der Gewalt, allein sie begehrten in gewisser Hinsicht nur, was sie hatten erlangen können. Meistens mit den Eingebornen verbündet, vereinigten sie die Beharrlichkeit der Europäer mit jener Verachtung der Mühseligkeiten, die man bei den Wilden bemerkt. Leidenschaftlich nach Reichthümern

*) Die Corografia brasilica spricht sogar von einem beträchtlichen Flecken, der zerstört worden sey. Es ist Santo-Amaro, dessen Ruinen man heut zu Tage, in der Nähe des finstern Coroado, ungefähr drei Meilen südlich von Porto-Seguro, kaum erkennen kann; es wurde von den Abatyras im Jahre 1564 zerstört.

und Abentheuern strebend, hatten sie keinen andern Zweck, als Schätze zu erwerben, und über einige Nationen zu herrschen; abwechselnd den Vergnügungen des Luxus und den Beschwernissen der Wälder dahin gegeben, brachten sie von ihren Ausflügen in die Einöden eine Liebe zur Unabhängigkeit zurück, die ihnen jede Art von Joch unerträglich machte. Es ist also nicht zu verwundern, daß sie sich dem der Jesuiten zu entziehen suchten, deren Nachbarn sie waren, und die immer nur herrschen wollten.

Wir haben uns über den Charakter dieser unternehmenden Menschen weiter verbreitet, weil sie eine große Rolle in der Geschichte Brasiliens spielen, und weil man ihnen fast alle Entdeckungen im Innern verdankt. Wir lassen uns nicht darauf ein, alle Kriege zu berichten, die sie gegen die verschiedenen benachbarten Stämme zu bestehen hatten; es wird genügen zu sagen: daß, bei dem berühmten Aufstande der Tamoyos, die Jesuiten sie, vermöge ihres Einflusses auf die verbündeten Nationen, mächtig unterstützten.

In dieser Epoche war es vielleicht, wo die ver- 1560
schiedenen Völker, die noch auf der Küste herrschten, bis
die meisten Anstrengungen machten, um die Europäer 1562
auszurotten. Gewiß ist es, daß sie nie der Gegenstand so großer Verfolgungen gewesen waren, und daß sie damals einen traurigen Beweis von dem Abscheu gaben, den die amerikanischen Nationen für die Sklaverei hegen.

Sey es, daß die Tamoyos in ihrem Gebiete eine gesicherte Hülfsquelle fanden; sey es, daß die Verzweiflung ihnen neue Kraft verlieh; genug, sie setzten den Krieg mit immer wachsendem Erfolge gegen die Kolo-

nisten fort. Den Jesuiten verdankte man endlich die Besänftigung dieser wilden Horden. Nobrega und Anchieta fürchteten sich nicht, zu ihnen zu gehen und sie zum Frieden zu vermögen, wären aber beinahe die Opfer ihres Eifers geworden. Es ist wahrscheinlich, daß ohne das Gelingen dieses gefahrvollen Handels die ganze Kolonie zerstört worden wäre. Drei Hundert Kähne waren gerüstet, den Krieg zu den Küsten zu tragen, und man hätte ihnen nur einen sehr schwa-
1562 chen Widerstand entgegensetzen können.

Zu diesen für die Kolonisten so unglücklichen Ereignissen sah man bald noch schrecklichere Landplagen kommen: eine fürchterliche, aus der alten Welt hinübergekommene Krankheit schien die Wuth der Euro-
1564 päer zu unterstützen; die Blattern zeigten sich unter den eingebornen Nationen, und rafften sie mit wahrhaft schaudervoller Schnelligkeit dahin. Man weiß nicht, welcher Ursache man das andere Unglück zuschreiben soll, das zu jener Zeit Statt hatte: sey es, daß die Wilden, von den Unglücksfällen, die gehäuft über sie ausbrachen, erschreckt, den Anbau der Felder ganz und gar aufgaben; sey es, daß die Dürre ihre Arbeiten unnütz machte, kurz, die Hungersnoth führte eine noch fürchterlichere Sterblichkeit herbei, als die, welche durch die Krankheiten herbeigeführt worden war. Die Kolonisten wußten darin bald eine andere Art von Industrie zu finden; sie spekulirten mit dem Unglücke der Wilden, um sich Sklaven zu verschaffen, und man sah Manche dieser Unglücklichen, die nicht fürchteten, sich selbst zu verkaufen,*) oder einen schändlichen Han-

---

*) Die Inquisition bestätigte diesen furchtbaren Handel.

del mit ihren Kindern zu treiben, um einem unvermeidlichen Tode zu entgehen. So trug denn im sechzehnten Jahrhunderte Alles zur Vertilgung der Eingebornen bei. Allein die Landplagen, die Brasilien verwüsteten, waren fast alle das Resultat unsrer Entdeckung; und wir wagten noch, in jener Zeit der Unwissenheit, sie dem Aberglauben derjenigen zuzuschreiben, die wir verfolgten!

Gänzliche Vertreibung der Franzosen.

Villegagnon hatte sich seiner Landsleute Liebe nicht bewahrt, allein er hatte immer eine strenge Gerechtigkeit in seinen Verbindungen mit den Eingebornen beobachtet. Nach Zerstörung der Festung benutzten die Franzosen die Freundschaft der Wilden, und blieben in dem fruchtbaren Lande, das sie bewohnten. Indessen öffnete der Hof von Lissabon endlich die Augen über die
Vortheile, die man aus der Lage von Rio-Janeiro 1564
ziehen könnte, und über die Gefahr, wenn man Fremde sich hier ansiedeln ließe. Eustach de Sa wurde abgeschickt, mit dem Befehle, sie zu verjagen; sein Oheim, der General-Statthalter, sollte alle Mittel an die Hand geben, um eine so verwegene Unternehmung zu gutem Ende zu leiten. Die Jesuiten hatten schon Zeit gehabt, sich so viel Macht zu erwerben, daß er mehr Hülfsquellen bei ihnen, als in der Hauptstadt fand. Noch einmal verdankte man dem unternehmenden Geiste Nobrega's die völlige Vertreibung der Franzosen; allein sie wußten ein ganzes Jahr hindurch allen vereinigten Kräften der Statthalterschaft Widerstand zu leisten, denn sie wurden von dem mächtigen Stamme der Tamoyos beschützt. Eustach de Sa starb in Folge

des letzten Kampfes, den man ihnen lieferte, und sein Vetter, Correa Salvador de Sa, konnte sich der Franzosen nicht bemächtigen; sie schifften sich auf vier Schiffen ein, die bestimmt waren, ihre Flucht zu schützen,
1565 und wandten sich nach Pernambuko, wo sie Willens waren, sich anzusiedeln. Sie landeten auch hier; allein der Gouverneur der Stadt zwang sie, das Weite zu suchen, und sie waren wahrscheinlich genöthigt, nach Europa zurück zu kehren.

Die Portugiesen beeilten sich, ihre Eroberung zu benutzen: die Stadt San-Sebastian, bekannter unter dem Namen Rio-Janeiro, erhob sich an dem Orte, wo sie jetzt steht; Salvador Correa de Sa war ihr erster Statthalter. Ein einziger Zug wird hinreichen, um zu zeigen, daß die Anführer ihren gehässigen Fanatismus nicht ablegten, wenn sie die alte Welt verließen. Ein unglücklicher Kalvinist, mit Namen Johann Boles, ausgezeichnet durch sein Wissen, hatte gehofft, unter Menschen, die, wie er, Europa verlassen hatten, einen Zufluchtsort zu finden. Angegeben von dem Jesuiten Louis de Gram, schmachtete er acht Jahre in der Gefangenschaft, bis man ihn nach San-Sebastian brachte, wo er als Ketzer und Franzose hingerichtet wurde. Und solche Europäer — wie können diese den Wilden Grausamkeit vorwerfen? *)

Die Franzosen waren in ihrem Kolonisations-Projekte beharrlicher, als man es hätte zu jener Zeit

*) Daß wir im Anfange der Eroberung die wilden Völker, besonders in Mexiko, an Grausamkeit weit übertroffen haben, ist längst ausgemacht. Das Werk des las Casas macht auf jeder Seite schaudern, besonders wenn der Verfasser erzählt, was er selbst gesehen hat. So

glauben sollen. Sie fühlten sich stark durch ihren Bund mit den Eingebornen, und einige Zeit nach der Gründung von Rio-Janeiro, erschienen sie wieder mit vier Schiffen; aber Salvador Correa, von einem Häuptlinge, Namens Martin Affonso (Alfonso), unterstützt, vernichtete sie, ungeachtet ihrer hartnäckigen Vertheidigung, gänzlich.

Brasilien begann sich zu erheben, und die Jesuiten 1570 sahen besser, als sonst irgend Jemand, die Vortheile, die es darbieten konnte; sie beschlossen, ihren Niederlassungen noch mehr Bedeutung zu geben. Ohne Zweifel sannen sie von jener Zeit an auf die völlige Unterwerfung der Stämme der Guaranis *) und auf den Plan jenes Reichs, der sie so mächtig machte. Neun und sechzig Väter schifften sich in Lissabon nach den amerikanischen Besitzungen ein. Die beträchtlichste Kriegsrüstung, die man bisher aus Portugal abgeschickt hatte, wurde mit Emsigkeit betrieben. Die neuen Missionäre wurden auf verschiedene Schiffe vertheilt; allein Jacques Sore, ein berühmter normännischer Korsar, der der reformirten Religion zugethan war, hatte geschworen, durch eine fürchterliche Rache alle Katholiken, die in seine Gewalt fallen würden, zu vertilgen. Er war nicht der Einzige, der diesen schrecklichen Eid geschwo-

---

sagt er ein Mal bei Erzählung der Einzelheiten verschiedener blutiger Exekutionen in den spanischen Besitzungen: Vidi aliquando quatuor aut quinque ex potentioribus dominis craticulis impositos torreri. (Ich sah ein Mal vier oder fünf von den vornehmeren Herren auf Rösten braten.)

*) Diese bildeten mit dem Stamme der Capocjos ein kleines Reich, die sich mit den Ansiedlern vermischten und civilisirten. D. H.

ren hatte: nur ein einziger Missionär gelangte an seinen Bestimmungsort. *)

Das Ende dieser Periode ist durch zwei wichtige Ereignisse merkwürdig: der berühmte Nobrega stirbt, drei und fünfzig Jahre alt, und Mem de Sa folgt
1571 ihm bald in die Gruft. Diese beiden Männer, die zur Zeit der Blüthe Portugals lebten, zogen ohne Zweifel große Vortheile aus der Unterstützung, die das Mutterland ihnen gewährte; allein sie entfalteten ein ausgezeichnetes Talent im Kriege und in der Verwaltung. Was man noch ganz besonders bemerken muß, ist, daß der Mann, der der Kirche angehörte, vielleicht gerade die meiste Lust an Eroberungen zeigte. Mem de Sa war ein Statthalter, wie einer in dem Lande seyn mußte, wo Nobrega lebte. Die Thätigkeit des Letztern mußte in Schranken gehalten werden; er wollte die indischen Nationen eher seinem Joche unterwerfen, als sie civilisiren; er fühlte das Bedürfniß seines Ordens, aus jenen Menschen ein Reich zu bilden, dessen Kolonisten man zu Sklaven machen müßte. Mem de Sa führte vierzehen Jahre die Zügel der Verwaltung; diese beträchtliche Zeit giebt einen Beweis seiner Rechtschaffenheit und seiner Liebe für die Kolonie, deren Landbau er besonders begünstigte.

Bei dem Tode Johanns III. hatte Brasilien, wie die andern portugiesischen Kolonien, einen erklärten Beschützer verloren. Unter der Minderjährigkeit Sebastians vernachlässigte man gänzlich die Kriegsrüstungen, die man nach Amerika zu senden pflegte. Es war zu

*) Darunter begreifen wir jedoch nicht den Statthalter Luis de Vasconcellos, der an der Stelle des Mem de Sa ernannt worden war; er starb zur See.

jener Zeit ein großes Glück, daß die Thätigkeit der 1572
Statthalter jenem neugegründeten Staate einige Bedeutung gab: man war bald gewohnt, des Mutterstaates zu entbehren.

Eintheilung Brasiliens in zwei getrennte Statthalterschaften.

Nach Mem de Sa's Tode fand der Hof von Lissabon, daß seine Besitzungen in Amerika bei weitem allzu ausgedehnt seyen, als daß Ein Mann sie verwalten könnte; er schickte daher zwei General-Kapitäne dahin, welche von einander unabhängig seyn sollten. Die südlichen Kapitanerien wurden dem Doktor Antonio Salema anvertraut, und seine Gerichtsbarkeit erstreckte sich von der Provinz Porto-Seguro bis zum Platastrome. Louis de Britto, der zu San-Salvador residirte, verwaltete die nördlichen Provinzen.

In diese Zeit fällt die Vertilgung der zwei größ- 1572
ten eingebornen Nationen. Salema beschloß, seine Kapitanerie gänzlich von den Tamoyos und von den Tupinambas zu befreien, die unaufhörlich die aufkeimende Stadt Rio-Janeiro bedrohten. Dies war zugleich auch das sicherste Mittel, die Franzosen davon zu entfernen, die im Bunde jener mächtigen Hülfsvölker eine Hoffnung fanden, welche hinreichte, um sie nicht gänzlich von der Kolonie zu entfernen.

Die Franzosen wußten aber dies Bündniß mit wilden Völkern nicht genug zu achten. Der portugiesische Statthalter brachte beträchtliche Truppen zusammen, griff die Stämme in ihren Verschanzungen an, und versprach, durch einen erfolgreichen Anfang sich

stark fühlend, den Franzosen, welche die Wilden führten, und ihnen Waffen verschafften, das Leben. Die Gefahr drohte; man zauderte nicht. Die unglücklichen Eingebornen, ihrer Unerfahrenheit preisgegeben, konnten der europäischen Taktik nicht widerstehen: sie wurden hingemordet. Man gibt die Zahl der Getödteten oder Gefangenen von beiden Nationen auf acht oder zehen Tausend an. Da beschlossen die unglücklichen Tupinambas die Küste zu verlassen, und sich in unbekannten Einöden vor ihren Verfolgern zu verbergen. Ein Greis, Namens Japy Ouassu, der die Achtung aller seiner Landsleute genoß, bestimmte sie, auf diesem Vorhaben zu beharren, in dem Augenblicke, wo man es beinahe aufgegeben hätte. Erst im Norden blieben sie halten.

Nach dieser That wandte Salema seine Blicke auf den Landbau; und dieser wuchs rasch empor, als man mit dem Reste der indischen Nationen, die gezwungen wurden, unsere Gesetze zu befolgen, nicht mehr um den Boden zu streiten hatte.

Während man die Stämme der Seeküste vernichtete, fürchteten unternehmende Menschen nicht, sich denen anzuvertrauen, die noch im Innern lebten. Jener Eifer für Entdeckung der Minen, der damals die Spanier auszeichnete, bemächtigte sich auch der Portugiesen; allein diese hatten Anfangs gar keine Kennzeichen, und zeigten vielleicht mehr Muth und Entschlossenheit, als die Erforscher Peru's. Die berühmte Kapitanerie Minas-Geraes wurde von Sebastian Fernandez Tourinho, einem Einwohner von Porto-Seguro, entdeckt. Er fuhr den Rio-Doce hinauf, und
1573 durchreis'te die Länder bis Jiquithinonha, durch welches

er zur Seeküste zurück kam. Einige Proben von Metallen und kostbaren Steinen, die er mitbrachte, zeigten, daß seine Reise nicht umsonst gewesen war, und daß die Kolonie große Vortheile daraus würde ziehen können. Verschiedene Expeditionen folgten auf diese; man zögerte nicht, die Resultate derselben zu vergrößern; allein, unerachtet der Analogie des Klima's jener Gegenden mit dem von Europa, bildete sich noch keine Kolonie.

Die Berichte sprachen indessen von kristallenen Bergen und von einer unermeßlichen Menge kostbarer Steine. Man hatte damals einen neuen Beweis davon, daß nie ein Land, wie reich es auch seyn mag, die Schätze wirklich geboten hat, welche die ersten Reisenden daselbst fanden; ihre Einbildungskraft weiß die Beschwerden zu ersetzen, die sie erduldet haben. Ich glaube nicht, wie einige neuere Schriftsteller behaupten, daß man zu jener Zeit die Diamant-Minen entdeckt habe; die Tradition wurde dies große Geheimniß nicht so lange unbekannt gelassen haben, vorausgesetzt, daß die Abentheurer selbst ein Geheimniß daraus gemacht hätten.

Man hat bereut, zu jener Zeit eine Maaßregel ergriffen zu haben, die sehr weise schien; die Statthalterschaft blieb nicht mehr getrennt, und man vertraute die Verwaltung von ganz Brasilien dem Diego Lourenço de Veiga.

Man ist immer über die Menge ausgezeichneter Personen erstaunt, die Portugal während zwei Jahrhunderten auftreten sah. Der Ruhm eines Volks erzeugt außerordentliche Menschen. Bei einem gänzlichen Verfall muß man zu viel Talente entwickeln, um sich auszuzeichnen; und wenn Jedermann das Unglück der

Nation fühlt, so gibt es doch sehr Wenige, die ihm abhelfen können. Wir sind zu einer Epoche gekommen, wo ein großes Ereigniß den Zustand der Dinge in den portugiesischen Besitzungen ganz und gar veränderte. Es scheint, daß der unglückliche Don Sebastian in der Schlacht bei Alcaçer mehr, als seine Macht und die Schätze seines Reichs verlor; man könnte sagen, daß die großen Männer, die noch lebten, mit ihm verschwanden. Diejenigen, welche die Katastrophe überlebten, warfen ohne Zweifel ihren ganzen Haß
1578 auf die Intriguen Spaniens; es blieb aber kein Interesse mehr für das Vaterland, und weit weniger noch für eine aufblühende Kolonie. Allein diese Kolonie bildete schon einen getrennten Staat, der Europa's entbehren konnte; die ersten Monumente von San-Salvador beweisen, wie viele Fortschritte die Künste hier gemacht hatten. Der Kardinal-König besteigt Portugals Thron, und die Dinge bleiben in Amerika fast dieselben; nur als die Monarchie in die Gewalt Spaniens fällt, sieht man dort einige Veränderungen entstehen.

Brasilien unter spanischer Herrschaft.

Baretto hatte die Zügel der Statthalterschaft ergriffen, als alte Feinde ihm bald Unruhe verursachten. Die Franzosen konnten sich, der Unfälle unerachtet, die sie in diesem Theile Amerika's erlitten hatten, nicht entschließen, ihn zu verlassen; sie verbanden sich mit den Pitagoraen in der Kapitanerie Parahiba, und verwüsteten einige Niederlassungen der Kolonie. Der Statthalter Baretto war zu alt, um sie selbst anzu-

greifen. Flores de Valdes marschirte gegen sie, und 1583
vernichtete sie.

Obgleich Brasilien das Schicksal Portugals getheilt hatte, und unter spanische Herrschaft gefallen war: so war es doch zu bedeutend geworden, um ein, von dem des Mutterstaats verschiedenes, politisches System nicht anzunehmen: es blieb demnach eine Zeitlang in Frieden mit den Engländern, deren Handel, obgleich unbeträchtlich, ihm nothwendig war. Ein übel verstandener religiöser Eifer brachte aber bald Mißverständniß unter die Kolonisten und diese Nation; und man erklärte sich den Krieg, der jedoch eine Zeitlang keine bedeutenden Resultate lieferte.

Ungefähr um diese Zeit hätte man beträchtliche 1586
Silberminen in Brasilien entdecken können; allein Mangel an Politik und getäuschte Eigenliebe ließen diese Hoffnung wieder verschwinden. Ein Abkömmling des berühmten Alvares Correa besaß ein so ergiebiges Silberwerk, daß es das Erstaunen seiner Landsleute erregte. Er begab sich an den Hof Philipp's, erbot sich, die Quelle seiner Reichthümer zu entdecken, und begehrte einen Adelsbrief, den man ihm abschlug, und dem General-Statthalter schenkte, der sich mit ihm nach Brasilien begeben sollte. Bei seiner Rückkunft nach Amerika bemühte er sich auf das Sorgfältigste, sein Geheimniß zu verbergen, das er mit ins Grab nahm *). Wenn die Erzählung nicht übertrieben ist: so darf sie noch Interesse erregen; denn man hat in Brasilien nie sehr bedeutende Silberminen gefunden,

*) Er könnte zeigen, wo man mehr Silber fände, sagte er, als es Eisen im Biskaya gäbe.

obgleich alle Provinzen dieses Metall in größerer oder kleinerer Menge besitzen.

Die Engländer rüsteten verschiedene Expeditionen gegen Brasilien aus; allein sie wurden von Abenteurern geleitet, deren einziger Zweck war, sich durch Plünderung zu bereichern, und die selten daran dachten, dauernde Niederlassungen zu gründen. Der berühmte
1591 Cavendish scheiterte fast gänzlich mit seiner Unternehmung, und verursachte nichts destoweniger den Bewohnern des Südens großen Schaden. Lancaster, der von einer Gesellschaft aus London unterstützt wurde, und überdies den Zustand der Kolonie vollkommen kannte, verheerte einige Monate später die schöne Kapitanerie Pernambuko, und kehrte mit unermeßlicher Beute beladen in sein Vaterland zurück.

1592 Der Tod Philipps III verursachte keine großen Aenderungen in der Lage des portugiesischen Amerika's. Der alte Statthalter Francisko de Sousa starb nach einer eilfjährigen Verwaltung, und wurde durch Don Pedro Botelho ersetzt. Als hätte man die Mühseligkeiten gänzlich vergessen gehabt, welche die Spanier
1602 bei Aufsuchung des Eldorado erduldet hatten, beschützte das Gouvernement eine Expedition, die man ausrüstete, um neue Schätze zu entdecken; allein es schien, als hätten die unglücklichen Eingebornen immer die ersten Opfer unsrer Gierigkeit werden sollen. Von der Küste des Meeres verjagt, hatten sich die Tapuyas in die Gebirge von Ispiapaba geflüchtet; die neuen Kundschafter wendeten sich nach ihrem Zufluchtsort, und unterwarfen sich, nach verschiedenen Gefechten, einen Theil der Nation. Diese Stämme wurden von einigen Franzosen unterstützt, wodurch sie weniger drückende

Bedingungen erhielten. Der Rest der Nation war so glücklich, sich dieser Art von Unterwerfung zu entziehen.

Da das Glück ihre Unternehmungen mit solchem Erfolge belohnte: so kannten die Eroberer keine Gränzen mehr, und fürchteten nicht, die heiligsten Gesetze zu übertreten: die Tapuyas, die, mit den Waffen in der Hand, gefangen wurden, verkaufte man als Sklaven, und die andern Amerikaner, die bei ihrer Unterwerfung geholfen hatten, erlitten dasselbe Schicksal. Der Hof von Spanien mußte zu Gunsten dieser Unglücklichen ins Mittel treten; allein die Befehle wurden kaum beachtet; zu lange hatte man sich daran gewöhnt, die Indier als Sklaven zu betrachten. Diejenigen, welche noch ihrer Unabhängigkeit genossen, legten auf eine fürchterliche Weise ihren Abscheu gegen ihre Unterdrücker an den Tag; und als die Jesuiten es wagten, mit ihren katechetischen Zöglingen in den Gebirgen sie aufzusuchen, wurde Einer von ihnen erschlagen, und einen Theil seines Gefolges traf dasselbe Schicksal.

Die nämliche Epoche wurde durch neue Treulosigkeiten gegen die Pitagoaren bezeichnet: aufgerufen, um feindliche Horden der Aymores zu bekämpfen, wurden sie fast als Sklaven behandelt. Die Kolonisten waren gewohnt, dies fürchterliche System als eine natürliche Folge der Eroberung anzusehen.

Die Aymores hatten bis dahin ihre Verwüstungen fortgesetzt, und die Wohlfahrt des weiten Küstengebiets zwischen San-Salvador und Rio-Janeiro gefährdet. Eine Frau aus dieser Nation, die man gefangen hatte, und deren Wohlwollen man durch gute Behandlung gewann, brachte die ersten Friedens-

Verträge zu Stande, welche die Kolonisten seit so vielen Jahren wünschten. Der Jesuit Domingo Rodriguez vollendete ihr Werk, und die verschiedenen Stämme
1603 willigten bald ein, sich in Flecken, die von einander ziemlich entfernt lagen, zu vereinigen; allein, wie wenn die Natur sich diesem Anfange von Civilisation widersetzt hätte, Krankheiten verbreiteten sich unter den Neophyten, und rieben eine große Menge derselben auf. Die Meisten von denen, die ihr Leben erhielten, kehrten in ihre Wälder zurück, wo sie jetzt, wie schon früher gesagt wurde, unter dem Namen Botokudo's bekannt sind.

Neue Versuche der Franzosen, sich in Brasilien anzusiedeln.

Obgleich der größte Theil der brasilischen Küsten Kroneigenthum der Portugiesen geworden war: so hatten sie sich doch noch nicht die der Aequinoktial-Linie zunächst gelegenen Theile unterworfen; es scheint, als hätten die Franzosen ihnen immer die Nützlichkeit vortheilhafter Lagen zeigen müssen, die sie vernachlässigten, und als hätte es überall Stämme von Tupinambas gegeben, bereit, sie aufzunehmen. Die Insel Maran-
1611 ham schien den Franzosen geeignet, eine Niederlassung daselbst zu bilden, und die ersten Kolonisten, die sich hinbegaben, fanden unsre alten Verbündeten wieder, die wahrscheinlich aus den südlichen Provinzen geflohen, und in diesem fruchtbaren Lande geblieben waren, während der Rest der Nation seinen Lauf nach den Gegenden des Amazonenstromes fortsetzte.

Die Insel Maranham ist weniger, als jede andere den Einfällen einer feindlichen Macht ausgesetzt; sie erstreckt sich zehen bis zwölf Stunden ins Festland hinein, wovon sie durch zwei Flüsse getrennt ist. Von der Seeseite wird sie durch gefährliche Klippen, durch Untiefen u. dergl. geschützt; Ueberfluß an Wildpret, ein herrliches Klima, eine außerordentliche Fruchtbarkeit, machen sie den Eingebornen und Europäern gleich wünschenswerth. Nachdem man sich einer günstigen Aufnahme von Seiten der Wilden versichert hatte, ging eine Expedition von Frankreich dahin ab; sie stand unter 1612
den Befehlen von de la Ravardière, de Rasilly und de Harley, die nichts als den Schutz der Regierung erhielten, ohne die geringste Unterstützung derselben. Ihr Vorhaben war, zuerst vortheilhafte Handelsverbindungen zu eröffnen, und dann eine landwirthschaftliche Ansiedelung zu gründen, deren Gedeihen Alles zu sichern schien.

Ueberdies gaben sie der Expedition einen religiösen Vorwand, und gesellten vier Kapuziner als Missionäre zu sich, welche die Tupinambas zum katholischen Glauben bekehren sollten. Was einigen Zweifel auf ihre wahren Zwecke werfen kann, ist, daß la Ravardière und verschiedene andere Kolonisten der reformirten Religion angehörten. Indessen wurde durch diese Verschiedenheit der Meinung die Reise nicht gestört; es scheint vielmehr, daß die Kolonie sich unter glücklichen Auspicien begründete. Ein Fort erhob sich ziemlich schnell; und man hörte sogar nicht auf, freundschaftliche Verbindungen mit den Wilden zu unterhalten, unerachtet des Mißtrauens, das die Reden einiger Greise einflößen mußten, welche das Betragen der Portugiesen nicht vergessen hatten. Indessen mehrten sich, nach

Verlauf einiger Zeit, die Bedürfnisse der Kolonie. Man beschloß, daß Rasilly wieder nach Europa reisen sollte. La Ravardière blieb als General-Administrator zurück; er benutzte die Zeit, wo er die Gewalt in Händen hatte, um Nachforschungen im Innern des Festlandes anstellen zu lassen.

Während dem diese verschiedenen Ereignisse vorgingen, faßte die portugiesische Statthalterschaft endlich den Entschluß, die nördlichen Küsten zu erforschen, und der Befehl über diese wichtige Expedition wurde dem Jeronymo Albuquerke, einem Abkömmling des berühmten Eroberers der Indier, anvertraut.

Nach Beendigung dieser wichtigen Expedition
1613 wendeten die Portugiesen ihre Blicke nach Para: es scheint, als ob diese Gegend erst Bedeutung erhalten habe, seit sie den unglücklichen Tupinambas zum Zufluchtsort diente.

Zu dieser Zeit erst wurde die brasilische Regierung von den neuen Versuchen der Franzosen unterrichtet, und fast der Zufall war es, der ihr davon Kenntniß gab. Alsbald beschloß man, daß, ehe man die Erforschung der Küste fortsetzte, nothwendig Maranham
1614 erobert werden müßte. Die Sache wurde rasch beendigt; und obgleich la Ravardière einen ziemlich ehrenvollen Widerstand geleistet hatte, glauben dennoch einige Geschichtschreiber, daß, da er der reformirten Religion zugethan war, und erfahren hatte, wie sehr der französische Hof damit umgehe, einen Andern an seine Stelle zu setzen, er vielleicht einen Theil jenes Eifers verloren hatte, wodurch er seine Vertheidigung hätte verlängern können. Was zur Beglaubigung dieser Vermuthung beitrug, ist, daß er selbst die Bela-

gerer angegriffen hatte, welche die Beute einer schrecklichen Hungersnoth waren, und an den meisten, einem Heere in einem so wüsten Lande nöthigen Gegenständen Mangel litten, und daß in Folge eines mörderischen Treffens Jeronymo d'Albuquerke von ihm einen Waffenstillstand erhielt. Bald gestatteten diesem aber neue Verstärkungen, andere Bedingungen zu fordern. Das Fort, das so lange behauptet worden war, wurde übergeben; und wenn einige mit Eingebornen verheirathete Franzosen die Erlaubniß erhielten, im Lande zu bleiben, so verdankten sie dieselbe der Politik des Siegers; man hatte, hinsichtlich ihrer, keine Bedingung festgesetzt. Die Flotte, auf welcher die Expedition übergeschifft war, verließ die Küsten Brasiliens.

Die Stadt Belem wurde von Caldeira gegründet; 1616
und man besaß zuerst einige Wohnungen in einer bis dahin fast unbekannten Gegend. Die Holländer hatten fast zu gleicher Zeit mit den Franzosen alle Vortheile berechnet, die für ihren Handel aus der Errichtung einer Kolonie in diesem Theile Amerika's entstehen könnten. Sie trugen ihre Industrie dahin; allein nur, um bald von den Portugiesen vertrieben zu werden, die sich ihrer Artillerie bemächtigten.

In dem Maaße, als die Europäer in diesem schönen Lande Konsistenz erhielten, kamen die Eingebornen in die harte Nothwendigkeit, zu fliehen, oder die Gesetze der Sieger anzunehmen: sie waren müde, Zufluchtsorte aufzusuchen, aus denen sie sich immer wieder vertrieben sahen; sie griffen daher zum letztgenannten Mittel. Allein neue Umstände mehrten ihre Verzweiflung; Einer unter ihnen überredete sie, daß man sie zur Sklaverei bestimme; sie fielen über die Besatzung

her, siegten Anfangs, behaupteten aber den Vortheil nicht lange, und wurden bald hingemordet.

Ich werde mich nicht bei den Ereignissen aufhal-
1616 ten, die auf die Gründung der neuen Kolonie folgten. Zwistigkeiten, die aus Privatinteresse hervor gingen, brachten einige Zeit Verwirrung in dieselbe; grausame Kriege mit den Eingebornen ließen fürchten, daß sie sich nie erheben würde; allein sie erlangte indessen doch so viel Wichtigkeit, daß es der spanische Hof für nöthig hielt, daraus eine von Brasilien getrennte Niederlassung zu bilden; man gab ihr den Namen Estado-do-
1624 Maranham, und ihre Verwaltung wurde einem besondern Statthalter, Namens Francisco Coelho de Carvalho anvertraut. Wichtigere Begebenheiten nehmen jetzt unsre Aufmerksamkeit in Anspruch; und wir werden Brasilien von einem längeren und verheerenderen Kriege, als die vorhergehenden waren, verwüstet sehen.

Einfall der Holländer.

Holland, von Europa geachtet, erweiterte seine Herrschaft in Asien, und sah täglich seine Macht zunehmen, als es ernstlich daran dachte, sich auch in der neuen Welt anzusiedeln. Das Projekt, sich Brasiliens zu bemächtigen, wurde im Rathe aufmerksam untersucht, und fand mehr als einen Gegner. Da man aus den Meeren Indiens fast dieselben Gegenstände zog, welche die neue Kolonie bieten konnte: so schien es Einigen unnütz, an neue Küsten Menschen und Geld zu tragen, welche die Republik mit mehr Vortheil gebrauchen konnte. Allein die Waffenruhe, die man Spanien bewilligt hatte, ging zu Ende; man wußte wohl, wie

leicht die Schwäche der Regierung sich denen entgegen stellte, die sich ihrer Kolonien bemächtigen wollten. Es wurde einer Gesellschaft, die unter dem Namen „Westindische Kompagnie" bekannt ist, erlaubt, die Eroberung des portugiesischen Amerika's zu versuchen. Es scheint nicht, als ob man einzig den Wunsch gehegt hatte, sich dieses weiten Erdstrichs zu bemächtigen, um seine Fruchtbarkeit zu benutzen. Die Regierung der Vereinigten Provinzen hatte mehr Ehrgeiz; sie dachte wohl, daß diese neue Eroberung ihr vielleicht später die Mittel verschaffen würde, sich der Reichthümer Peru's zu bemächtigen.

Von dem neuen Mutterstaate so zu sagen sich selbst überlassen, sich mit der langsamen Bebauung eines fruchtbaren Landes begnügend, dessen Produkte zum Theil eine verabscheute Macht bereicherten, noch zu schwach, um auf den Trümmern des unterjochten Portugals die Errichtung der Unabhängigkeit Brasiliens zu versuchen, vielleicht noch zu wenig an einen Erdstrich gekettet, den sie nicht als ihr Vaterland ansahen, mußten die Brasilier, man hatte dies voraus gesehen, den neuen Eroberern nur einen unnützen Widerstand entgegen setzen.

Der Anweisungen sicher, die sie sich verschafft hatte, rüstete die Westindische Kompagnie eine ungefähr aus 1623
sechzig Segeln bestehende Flotte aus, die in zwei Escadres getheilt wurde. Drei geschickte Männer erhielten die Leitung der Expedition; Jakob Willekens und Pieter Haynes, ein Engländer, bekannter unter dem Namen des Admirals Petrid, befehligten die erste Abtheilung; die zweite stand unter den Befehlen des Hans Vandort, dem noch besonders der Oberbefehl über die Landungstruppen zugetheilt war.

Obgleich unterrichtet von der Gefahr, in der die Kolonie Brasilien schwebte, that Spanien dennoch nichts, um sie vor einem Einfall zu sichern. In ähnlichen Umständen ließ man Portugal den Haß fühlen, der die beiden Nationen immer getrennt hatte, die damals durch so klägliche Umstände vereinigt waren. Dieser sträflichen Nachlässigkeit wegen hatte die Expedition nicht nöthig, alle ihre Kräfte zu entfalten. Obgleich die Escadres durch widrige Winde getrennt worden waren: so reichte dennoch das Erscheinen der, von
1624 Willekens befehligten vor San-Salvador hin, um die ganze Eroberung fast zu vollenden.

Die Nachlässigkeit in der Verwaltung Brasiliens war so groß, daß Diego de Mendoza, der General-Statthalter, nur über achtzig Mann regulirter Truppen zur Vertheidigung seiner Hauptstadt verfügen konnte; die Milizen, die er in der Eile sammelte, verließen ihn in dem Augenblicke, wo die Flotte vor der Stadt erschien. Widerstand war demnach unnütz; allein, unerachtet der geringen Vorsicht und Thätigkeit, die er bei seinen Vorbereitungen zur Vertheidigung gezeigt hatte, war dieser Statthalter kein Mann ohne Muth; er vertheidigte sich in seinem Palaste, und legte nicht eher die Waffen nieder, bis man ihm das Versprechen gegeben hatte, daß man ihm die Freiheit bewilligen wolle; auch geschah es gegen alle Gesetze der Ehre, daß man ihn als Gefangenen an Bord des Admiralschiffs führte.

Als Vandort zu San-Salvador ankam, war diese Stadt ganz in der Gewalt der Holländer; er übernahm den Oberbefehl, der ihm von den Vereinigten Provinzen anvertraut worden war, und Willekens kehrte

nach Europa zurück; Petrid trug mit dem Reste der Flotte den Krieg in die Kapitanerie Espirito=Santo.

Zu dieser Zeit sieht man den Geist der Brasilier sich ganz und gar ändern; und bei ihnen kann man eine neue Probe von dem Einflusse einer starken Seele auf Menschen finden, die zur Verzweiflung gebracht 1624
sind. Zurück getrieben in ihre noch wenig bebauten Felder, wählten die Einwohner von Bahia den Bischof Markos Teixeira zu ihrem Oberhaupte. Dieser Prälat feuerte sie durch energische Reden an, und führte sie bald zum Siege: der General Vandort verlor das Leben; die Holländer waren auf dem Punkte, alle Früchte ihrer Expedition zu verlieren.

Dieser Mann, so würdig, sein Vaterland von dem Joche der Fremdlinge befreit zu sehen, lebte indessen dazu nicht lange genug. Niedergebeugt von Beschwernissen aller Art, sank er in die Gruft, indem er die Thränen der Soldaten und jener unglücklichen Familien mitnahm, deren Tröster er so oft gewesen war.

Vor diesem unglücklichen Ereignisse hatte Marinho de Sa den Oberbefehl über das Heer erhalten. Wie sein Vorgänger, fuhr er fort, den Feind unaufhörlich zu beunruhigen, und dies System war auch das Beste in einem Lande, wohin diese Menschen des Nordens sich seit so kurzer Zeit versetzt sahen. Während dem dies in Amerika vorging, öffnete der spanische Hof über sein wahres Interesse die Augen, und der Graf Olivares schickte beträchtliche Hülfstruppen dahin, die meistens aus Portugal gezogen waren. Keine Expedition ging mit so viel Eifer dahin ab: man betrachtete es in allen Familien als eine wahre Pflicht, eine so lange verlassene Kolonie zu retten; und die Nation

war überdem mit zu vielen ruhmvollen Erinnerungen erfüllt, um der langen Ruhe nicht müde zu werden, in welcher ihre Unterwerfung sie hielt.

Don Fabricio de Toledo, der die Expedition befehligte, führte sie mit so viel Glück und Klugheit, daß
1625 ihm nach einer Belagerung, die einen Monat dauerte, die Thore von San-Salvador geöffnet wurden. Die feindlichen Truppen schickte er nur unter der Bedingung nach Europa zurück, daß sie nie mehr die Waffen gegen Spanien, oder seine Kolonien tragen würden.

Umsonst kam die, von den Vereinigten Provinzen San-Salvador zu Hülfe geschickte Flotte zu dieser Zeit vor Bahia an; der Sieger verfolgte sie, und kehrte erst dann nach Europa zurück, als er sich überzeugt hatte, daß seine Hülfe nicht mehr nöthig sey. Indessen nahm diese furchtbare Kriegsrüstung, deren Resultat so vortheilhaft gewesen war, ein so unglückliches Ende, daß man sich im Mutterstaate der in Amerika erfochtenen Siege kaum zu erfreuen wagte. Fürchterliche Stürme zerstreuten die Flotte an den afrikanischen Küsten; und wenn man einige Schiffe, die schwachen Reste der Expedition zu Cadix ankommen sah, so waren sie doch in dem kläglichsten Zustande.

Die holländische Flotte erlitt kein viel besseres Schicksal. Da die Anführer nicht nach Europa zurück kommen wollten, ohne wenigstens einen Theil der Befehle ausgeführt zu haben, die sie erhalten hatten: so kamen sie überein, daß man versuchen sollte, sich der Provinz Pernambuko zu bemächtigen; allein sie sahen sich zurück getrieben, und segelten erst dann nach den nördlichen Meeren, als sie die Gewißheit erhalten hatten, daß ihre Versuche auch auf einem andern

Punkte unnütz seyn würden. Ehe sie nach Holland zurück kamen, wurden die Besten der Flottenbemannung von einer ansteckenden Krankheit dahin gerafft, wovon der Admiral Henrik selbst eins der ersten Opfer wurde.

Nach diesem Unglücke hörte Holland eine Zeitlang auf, bedeutende Expeditionen nach Brasilien zu schicken. Nichts destoweniger vervielfältigten sich die einzelnen Kriegsrüstungen bis zur Ankunft des berühmten Admirals Petrid, der die Bai von San-Salvador verheeren wollte, und Spanien einen noch traurigern Schlag 1626
beibrachte, indem er sich bei seiner Rückkehr nach Europa jener reichen Galionen bemächtigte, die Mexiko jedes Jahr nach Spanien schickte, und die den reichsten Fang bildeten, der je zur See gemacht wurde.

Zu dieser Zeit ereignete sich eine jener Begeben- 1627
heiten, die, mehr als alle Vernunftschlüsse, die Leiden eines interessanten Theils des Menschengeschlechts beweisen, und zeigen, wie wenig Einfluß Europa auf die Tyrannen der neuen Welt hatte, denen es so unumschränkte Macht zugestand. Das Unglück der Eingebornen hatte in der Kapitanerie Para seine höchste Stufe erreicht. Das Beispiel des vorigen Jahrhunderts war durch die neuen Kolonisten verloren gegangen; allein man begann im Mutterstaate das Schicksal der Sklavenstämme zu beklagen, und dies Mitleid war das Resultat so vieler Verbrechen, daß man endlich Machtsprüche gab, um neue Unglücksfälle zu verhüten. Der Kirchenbann wurde gegen alle die ausgesprochen, welche die freien Indianer zu Sklaven machten; allein wahrscheinlich wußte man denen keine Strafe aufzulegen, die sie ermordeten: denn der schänd-

liche Maciel wagte es, sich vier und zwanzig Anführer der Tupinambas zu bemächtigen; und an demselben Tage, zu derselben Stunde noch, wurden sie von den Tapuyas in Stücke gehauen. Man warf ihnen keine andern Verbrechenv or, als: sie wären Feinde der Kolonie, und suchten ihre Unabhängigkeit zu retten. So dienten also unbarmherzige Wilde der Rache der Europäer, und vielleicht waren sie selbst über die Grausamkeiten erstaunt, deren Werkzeuge sie geworden waren.

Der Wahrheit gemäß müssen wir indeß gestehen, daß die Einwohner, deren Interesse man, indem man so handelte, zu dienen vorgab, den größten Abscheu gegen diese abscheuliche That bezeigten, und daß sie deßwegen Gerechtigkeit verlangt hätten, wenn nicht ein neuer Statthalter die Verwaltung der Kolonie übernommen hätte. Wie es auch immer seyn mag: das Verbrechen blieb ungestraft, und das Schicksal der Eingebornen verbesserte sich nur sehr wenig.

Verfolg des Kriegs der Holländer.

Wir sind nun zu einer der Perioden gekommen, die ein so lebhaftes Interesse in der Geschichte darbieten. Man wird sehen, wie ein Volk, zwar noch schwach, aber von den edelsten Gefühlen belebt, sein neues Vaterland in dem Maaße immer mehr zu lieben beginnt, je mehr Opfer es dasselbe kostet. Von denen, die es beschützen sollten, sich selbst überlassen, kämpft es für seine Unabhängigkeit gegen gierige Angreifer: sein Muth erscheint so groß, daß unterdrückte Nationen sich mit ihm vereinigen, und, ihre Feindschaft unterdrückend, zum Triumph der edelsten

Sache beitragen. Ja, wenn die Brasilier, die immer einen großen Charakter gezeigt haben, sich je in jene beklagenswerthe Umstände gestürzt sähen, die mehr als Tapferkeit, die den Muth der Beharrlichkeit verlangen: so mögen sie ihre Gedanken auf die Epoche wenden, bei welcher wir jetzt stehen; sie werden hier alle Arten von Ruhm mit allen Unfällen verbunden sehen; sie werden in noch frischem Angedenken glorreiche Thaten, wie die des Alterthums, finden; sie werden sich an den Sieg erinnern, der alle Menschenarten vereinigte, die die Nation bilden, um sie mit Einem Lorbeer zu krönen.

Eine der merkwürdigsten Eigenschaften der Holländer, während der Zeit ihres Glückes, ist die Beharrlichkeit, wodurch sie so viele Hindernisse überstiegen. Aus San-Salvador verjagt, beschlossen sie, sich der reichen Kapitanerie Pernambuko zu bemächtigen, und so die Verluste der frühern Kriege wieder gut zu machen. Unerachtet aller Vorsichtsmaaßregeln der Westindischen Kompagnie, um den wahren Zweck der Expedition zu verheimlichen, wurde der spanische Hof durch die Statthalterin der Niederlande, deren thätiger Wachsamkeit nichts entging, dennoch davon unterrichtet. Dies Mal vernachlässigte man ihren Wink nicht gänzlich, und Mathias d'Albuquerke, ein Abkömmling des berühmten Eroberers der Indien, wurde der Provinz zu Hülfe geschickt, die man anzugreifen drohte, und 1629
die er mit um so größerem Eifer vertheidigen mußte, da er hier unermeßliche Güter besaß; aber, sey es, daß die Erhaltung Brasiliens wenig Interesse einflößte; sey es, daß Spaniens erlittene Verluste, bei der Hülfe, die man einer portugiesischen Kolonie leistete, welche bis jetzt die unermeßlichen Schätze noch nicht geboten

hatte, die sie berühmt gemacht haben, zu einer außerordentlichen Sparsamkeit zwangen: kurz, der neue
1629 Statthalter ging mit Streitkräften, die in keinem Betracht den holländischen gegenüber gestellt werden konnten, an den Ort seiner Bestimmung ab.

Die Einwohner von Pernambuko, die bisher in tiefem Frieden gelebt hatten, konnten nicht glauben, daß man sie eher, als die Kolonisten von San-Salvador, angreifen werde; allein diese hatten in dem frühern Kriege ihren Muth bewiesen, während der Feind eine leichte Eroberung hoffte, wenn er neue Milizen angriffe, denen die europäische Taktik fremd wär. Unerachtet der Vorsichtsmaaßregeln des Mathias d'Albuquerke, der damals Statthalter war; und unerachtet seiner energischen Ermahnungen, geschah, was die Holländer voraus gesehen hätten. Sie erschienen vor der Stadt Olinda, die, nach einer schwachen Vertheidigung von Seiten der Einwohner, ihnen gehörte. Die Soldaten, die man kauft, und bei denen Hoffnung des Ruhms durch Liebe zur Beute ersetzt wird, dienen selten der Politik ihrer Herren. Die der Vereinigten Provinzen überließen sich den fürchterlichsten Ausschwei-
1630 fungen, und entzündeten so in dem Herzen der friedlichen Bürger, die ihnen nicht hatten widerstehen können, einen Haß, dem bald der edelste Muth dienen sollte.

Mathias d'Albuquerke begann alsbald, ihnen zu zeigen, was seine Standhaftigkeit sie erwarten ließ. Ehe er die Stadt verließ, verbrannte er Magazine, die mit unermeßlichen Reichthümern angefüllt waren, und verbreitete das Feuer auch auf die Flotte, die dem Sieger hätte dienen können.

In einem noch wenig angebauten Lande sind die Wirkungen des Kriegs noch weit fürchterlicher, als in Europa. Wenn die unglücklichen Einwohner von Pernambuko in's Innere flohen, so fanden sie keine Städte, die sie aufnehmen konnten; und sie fingen an, einzusehen, wie nothwendig ihnen eine lebhaftere Vertheidigung wäre. Allein eine jener ruhmvollen Thaten, die, von der krieggeübtesten Nation vollbracht, in Erstaunen setzen würde, gab den Besiegten neue Energie, und war das Zeichen zu den heldenmüthigsten Thaten. Man sah einen unerschrocknen jungen Mann sieben und dreißig Krieger, die noch das Fort St. Georg vertheidigen, mit seinem Muthe beseelen, und sie sogar dahin bringen, daß sie den Anstrengungen von vier Tausend Mann, die eine zahlreiche Artillerie noch furchtbarer macht, sechs Tage lang Widerstand leisteten. Dieser junge Held hieß Vieira; es ist derselbe, der einst Brasilien befreien sollte. Will man ihn unter Trümmern begraben, er kann durch eine edle Kapitulation die Freiheit erhalten; will man ihn zwingen, dem Vaterlande nicht mehr zu dienen, er macht keine Versprechungen der Art; und der Befehlshaber des feindlichen Heeres kann voraus sehen, was ihn erwartet, wenn dieser junge Krieger, den Jahren der Jugend entwachsen, eines Tages die Heere befehligen wird.

Ziemlich lange führte dieser Krieg kein sehr bestimmtes Resultat herbei. Die Portugiesen hatten in der Ebene zwischen dem Recif und Olinda, ganz abgesondert, ein Lager errichtet, und beunruhigten von dieser Position aus unaufhörlich den Feind, der auf dem Marsche von einer Stadt zur andern die größten Schwierigkeiten zu bestehen hatte, ohne indessen damit zu einer Entscheidung kommen zu können.

In einem dieser Scharmützel, die so häufig vorfielen, geschah es, daß ein Anführer der Eingebornen, bekannt unter dem Namen Cameran, sich beim Angriffe mit seinen Kriegern gerade auf den General Loncq warf, der augenblicklich seine Begleitung versprengt und niedergehauen sah, und nur durch einen glücklichen Zufall der Gefangenschaft entging.

Was die Lage der Portugiesen besonders peinlich machte, war der fast gänzliche Mangel an Kleidungsstücken, an Munition, und oft an den nothwendigsten Lebensmitteln. Nach der Art und Weise, wie sie diese Entbehrungen ertrugen, war es leicht voraus zu sagen, daß sie einst ihre Unabhängigkeit wieder erlangen würden.

Da er in Allem aber nur einige schwache Vortheile über die Holländer davon trug, oder vielmehr sich blos in seiner Position erhielt, merkte Mathias d'Albuquerke wohl, daß er nur dann seinen Zweck erreichen könnte, wenn er Hülfe vom Mutterstaate erhielte. Er schrieb also nach Spanien, wo der Verlust der Recif's und Olinda's eine lebhafte Sensation erregt hatte, und entwarf ein treues Gemälde von der äußersten Noth, in der er sich befand; allein diese Einreden hatten nur einen sehr schwachen Erfolg, und man schickte ihm blos einige Verstärkungen, die, ihn zu einem neuen Angriffe nöthigend, blos machten, daß er Leute verlor, ohne die feindliche Parthei zu schwächen.

Vielleicht hätte Spanien Brasilien ganz und gar aufgegeben, wenn neue Umstände nicht seine Aufmerksamkeit auf Amerika gerichtet hätten. Man erfuhr, daß eine beträchtliche Kriegsrüstung in Holland nach Brasilien ausgerüstet werde, und daß der Admiral

Hadrian Patry, dem man den Oberbefehl der Expedition anvertraut hatte, die mexikanischen Galionen aufsuchen sollte. Der Graf von Olivares, fürchtend, diese Reichthümer zum zweiten Male in die Hände der Feinde fallen zu sehen, zögerte nicht, der Flotte, die aus Neuspanien absegeln sollte, Hülfe zu senden; und man erhielt vom König, daß ein Theil dieser Kriegsrüstung, unter den Befehlen des Don Antonio Oquendo, einige regulirte Truppen in die beiden bedeutendsten Provinzen des portugiesischen Amerika's führen sollte. 1631
Alles dieses wurde ziemlich glücklich ausgeführt. Als aber Oquendo vor Pernambuko ankam, fand er den Admiral Patry bereit, ihn zu empfangen; und der fürchterlichste Kampf, den man je in diesen Gegenden gesehen hatte, entspann sich zwischen den beiden Befehlshabern. Von beiden Seiten stritt man mit gleichem Muthe; endlich aber blieb der Sieg den Kastilianern, und der brave holländische Admiral zog, da er sah, daß er auf dem Punkte sey, gefangen zu werden, einen edeln Tod der Schande, in Feindeshände zu fallen, vor. Ehe er sich in die Wellen stürzte, sprach er folgende merkwürdige Worte, die ihn berühmt gemacht haben: „der Ocean allein ist das eines batavischen Admirals würdige Grab."

Der Rest der holländischen Escadre segelte in's Recif zurück, und erlaubte so dem Oquendo, die Ausschiffung seiner Truppen zu bewerkstelligen, die sich auf sieben Hundert Mann, Portugiesen, Spanier und Neapolitaner, unter dem Befehle des Grafen Bagnolo, *)

*) Einige Geschichtschreiber schreiben Banjola. Bagnolo schreibt Southey, dem wir folgen.

beliefen, der der letztgenannten Nation angehörte, und dessen militärischer Ruf schon verbreitet war. Die holländischen Befehlshaber, durch ihre erste Niederlage erschreckt, und die aus Europa angekommene Hülfe für weit beträchtlicher haltend, als sie wirklich war, gaben Olinda den Flammen preis; bereuten aber bald ihre
1631 unkluge Uebereilung.

Nachdem die portugiesischen Truppen ihre Vereinigung bewerkstelliget hatten, geschah das, was man bei einem so schwachen Heere am meisten fürchten muß: Uneinigkeit entstand zwischen den Milizen und den Soldaten Bagnolo's. Dieser Umstand, dem die Befehlshaber gleich im Anfange hätten abhelfen können, hatte lange Einfluß auf verschiedene Ereignisse.

Die Holländer richteten einige Monate lang ihre Angriffe nicht auf die, von Mathias d'Albuquerke besetzten Punkte; sie suchten sich der Provinz Parahiba zu bemächtigen, sahen sich aber hier zurück getrieben. Nicht glücklicher waren sie beim Angriffe auf den Hafen Pontal-de-Nazareth am Vorgebirge St. Augustin, der damals außerordentlich wichtig war, weil er die Niederlage des Handels, den die Kolonie noch trieb, geworden war.

Aber im Augenblicke dieser Unfälle verschaffte ihnen ein Verräther wieder rasche Fortschritte. Der Mulatte Calabar, so berühmt in der Geschichte dieser Gegenden, glaubte Ursache zu haben, sich über seine Landsleute zu beklagen, und ging in das Lager der Holländer über. Es scheint, als ob der Sieg ihn begleitet hätte, oder vielmehr gab ihm sein unternehmendes Genie neue Thätigkeit, sobald er die Gewißheit hatte, sich rächen zu können. Bei ihm verband sich List mit Muth, und

mit dem Muthe vereinigte sich die ausgebreitetste Kenntniß des ganzen Landes. Von seinen Rathschlägen unterstützt, bemächtigten sich die Holländer der Insel Itamaraka, und verübten daselbst die schrecklichsten Ausschweifungen. Zwanzig Mann, befehligt 1632 von dem braven Pedro d'Albuquerke, vertheidigten das Fort; Alle starben ruhmvoll, Einen ausgenommen: dies war ihr tapfrer Anführer; aber mit Wunden bedeckt und unter den Todten begraben, sah er sich dem Leben nur zurück gegeben, um in die Gewalt der Feinde zu fallen, die selber seinen Muth bewunderten.

Um diese Zeit schöpfte Holland neue Hoffnung, 1633 daß seine Anstrengungen von einem glücklichen Erfolge würden gekrönt werden. Drei Tausend Mann landeten in Brasilien. Zwei Kommissäre, die mit den größten Vollmachten bekleidet waren, sollten das Ende der Eroberung beschleunigen, oder dieselbe ganz aufgeben. Der General Vardemburg kann sich nicht entschließen, sein Ansehen zu theilen; er wird durch einen alten Offizier, Namens Reimbach, ersetzt, der in einem Angriffe auf das, von Mathias d'Albuquerke vertheidigte königliche Lager bald das Leben verliert. Sein Heer wird völlig geschlagen. Diese Sache konnte entscheidend werden, konnte die Holländer vernichten; aber man hatte keine Reiter, um zu verfolgen, und zog daher nur einen vorübergehenden Vortheil daraus.

Man muß die Anstrengungen der Brasilier weit höher schätzen, wenn man bedenkt, daß alle ihre Streitkräfte in dieser Provinz sich auf zwölf Hundert Mann regulirter Truppen beschränkten, und daß die Milizen, wenn sie sich zum Kriege übten, täglich schwerer zu

rekrutiren wurden. Der spanische Hof schickte um diese Zeit sechs Hundert Mann und einige Munition; allein dies war eine sehr schwache Hülfe in Vergleich mit den Verstärkungen, welche die Holländer erhielten. Von dem General Sigismund geführt, bemächtigten sie sich
1633 bald der Kapitanerie Rio-Grande, wo sie die schrecklichsten Thaten verübten. Bei dieser traurigen Eroberung wurden sie von einigen Horden der Tapuyas unterstützt, die unter dem Namen Janduis bekannt sind; und zum ersten Male sahen diese Wilden, daß die Europäer ihnen an Grausamkeit gleich kamen.

Einige Zeit nachher beschlossen die Portugiesen, während der Feind seine Kräfte gegen einen andern Punkt richtete, die Stadt Recif wieder einzunehmen. Dies Unternehmen gelang Anfangs; später aber machten verschiedene Umstände es scheitern.

Der Hafen Pontal, wohin die Hoffnung leichten Gewinns noch einige Schiffe lockte, blieb den Kolonisten. Durch seine Lage, unweit des Recifs, erhielt er große Wichtigkeit für die Holländer, die beschlossen, sich seiner zu bemächtigen. Nach ziemlich langem Kampfe wurden sie Herren der Stadt, die sich im Hintergrunde einer Bai erhebt; und sie verdankten den Sieg gänzlich dem unternehmenden Genie Calabar's. Er ließ die Escadre durch einen Kanal steuern, der so enge war, daß man nicht geglaubt hatte, Truppen hier aufstellen zu müssen, obgleich er das Fort mit dem offenen Meere verband. Waren die Feinde nun auch Herren der Stadt: so waren sie es doch noch nicht von der Hafen-Einfahrt und den Forts, die sie vertheidigten; und wenn die Portugiesen neue Hülfe erhielten: so konnten sie vernichtet werden. Was man

voraus gesehen hatte, geschah: Mathias d'Albuquerke eilte Pontal zu Hülfe; und vielleicht wäre die holländische Flotte zerstört worden, wenn der unternehmende Geist Calabar's ihr nicht einen Ausweg verschafft hätte, woran man ohne Bewunderung nicht denken kann. Es mußte durch Ortsverhältnisse weit schwieriger seyn, aus dem Hafen hinaus, als in denselben hinein zu fahren. Calabar ließ den Kanal erweitern; und nachdem man die Schiffe vom schweren Geschütze befreit hatte, war man glücklich genug, sie über die schwierige Stelle hinaus zu steuern, wohin leichte Barken sich nicht gewagt haben würden. Obgleich die Holländer eine Garnison von zwei Tausend Mann in Pontal gelassen: so konnte ihnen dieser Hafen, von den Portugiesen immer blockirt, dennoch nicht von großem Nutzen seyn.

Nach einem solchen Ereignisse, das ihnen für neue Hülfe galt, schien neue Thätigkeit sie zu beseelen; und bald waren sie Herren der Provinz Parahiba. Einige Zeit darauf kam auch die alte Provinz Itamaraka 1634
gänzlich in ihre Gewalt, so wie die nördliche Provinz Rio = Grande.

Auswanderung der Bewohner von Pernambuko.

Der tapfere Mathias d'Albuquerke setzte den Anstrengungen seiner Feinde immer den edelsten Widerstand entgegen. Von dem Mutterstaate verlassen, verschmähte er, ihn ferner um Hülfe anzuflehen; und es scheint, als wäre der Muth, der ihn beseelte, in das Herz eines jeden Kolonisten übergegangen.

Ein Umstand trug noch dazu bei, den Milizen eine erstaunliche Beharrlichkeit zu geben: dieser Vertheidigungskrieg war nämlich auch ein Religionskrieg, und die Glaubensverschiedenheit der Holländer verursachte vielleicht mehr Abscheu gegen sie, als ihre Herrschaft.

Indessen kündigte Alles an, daß man sich diesem unerträglichen Joche bald würde unterwerfen müssen, und daß nichts die unglücklichen Kolonisten davor würde schützen können. Artisjosky, ein polnischer General in holländischen Diensten, wurde beauftragt, die königliche Festung zu belagern; und nach Verlauf von drei Monaten sah sich die Besatzung in die Nothwendigkeit versetzt, zu kapituliren, nachdem sie alle Schrecknisse einer Hungersnoth erfahren hatte. Bald bemächtigen sich die Holländer der wichtigen Stellung von Porto-Calvo, und einige Zeit darauf waren sie, unerachtet der erstaunlichen Vertheidigung des Mathias d'Albuquerke, Herren des Forts Nazareth, eines schwachen Bollwerks, dessen Widerstand den völligen Einfall in die Provinz bisher noch hinderte.

Die Holländer hatten auf die unpolitischste und grausamste Weise gegen diejenigen von den unglücklichen Einwohnern gehandelt, die das Schicksal ihres tapfern Vertheidigers theilen wollten. Bald hatten sie Ursache, ihre strengen Maaßregeln zu bereuen: eine große Anzahl der Kolonisten von Pernambuko faßte großmüthig den Entschluß, auszuwandern, und sich einen Ort zum künftigen Aufenthalte zu wählen, wo Mathias d'Albuquerke sie führen sollte. Allein man muß in Süd-Amerika gereis't seyn, um sich einen genauen Begriff von allem dem zu machen, was Frauen und Kinder während eines solchen Zugs zu ertragen hatten. Die Einöden

dieser Provinz wiederhallten damals von dem Geschrei der Europäer, die von Europäern selbst verfolgt wurden; und wenn einige Wilden aus den innern Wäldern hervor kamen, und diese Scene der Verzweiflung sahen: so fanden sie sich vielleicht nur zu sehr gerächt!

Der unglückliche Haufe war nicht weit von Porto-Calvo, als ein Portugiese, Namens Souto, der das Joch der Holländer ungeduldig ertrug, fand, daß seine Verrätherei durch das sie bewirkende Motif entschuldigt würde. Durch seine Hülfe bemächtigten sich die Flüchtlinge der Stadt, und Calabar wurde ihnen ausgeliefert. Dieser Ueberläufer fand den Tod an dem Orte, wo er geboren war; und man behauptet, daß er vor seinem Tode die tiefste Reue zeigte, sein Vaterland verrathen zu haben. Die Religion verlieh ihm in seinen letzten Augenblicken eine Resignation, die den Muth, den er so oft gezeigt hatte, nicht Lügen strafte.

Nach der Einnahme von Porto-Calvo war die Lage der Portugiesen weniger unglücklich; jedoch war es ihnen unmöglich, neue Anstrengungen zu machen, um die Eroberer zu verjagen; aber die neuen Gefah- 1635
ren, in welchen die mexikanischen Galionen geschwebt hatten, die in der Meerenge von Bahama angegriffen wurden, erweckten das spanische Ministerium aus seiner gewöhnlichen Gleichgültigkeit; es beschloß, einige Hülfe nach Brasilien zu senden. Indessen mißfiel Mathias d'Albuquerke dem Grafen von Olivares; man beschloß, unerachtet der Anhänglichkeit, die die Milizen für ihn hegten, einen spanischen General an seine Stelle zu setzen; und er kam nach Europa zurück, wo seine zahlreichen Dienste unbelohnt blieben. Sein Nachfolger, Don Luiz de Roxas y Borgia wollte einem,

dem seinigen gerade entgegen gesetzten Systeme folgen; er bemerkte bald, daß die europäische Taktik für Süd-Amerika nicht angemessen war; allein er hatte nicht mehr Zeit, die Fehler eines unklugen Benehmens wieder gut zu machen; und er kam um in einer Schlacht, wo Cameran mit Rebello den Ruhm theilte, die Trümmern des Heeres zu retten. Nach dieser Niederlage kam der Oberbefehl in die Hände Bagnolo's. Dieser General, der sich bis jetzt nur durch Unfälle ausgezeichnet hatte, flößte kein Zutrauen ein, und that eine Zeitlang nichts, was die Meinung hätte ändern können, die man hinsichtlich seines Charakters und seiner militärischen Talente gefaßt hatte. Immer unentschlossen, wenn es auf rasche Entscheidung ankam, setzte er seinen Muth und selbst seine Treue in Zweifel, bis neue Umstände ihn in einem neuen Lichte zeigten.

Unerachtet der strengen Maaßregeln der Holländer, um ihre Macht zu befestigen, konnten sie dennoch nicht dazu gelangen, und sahen sich unaufhörlich in der Nothwendigkeit, ziemlich beträchtliche Streitkräfte den schwachen Streifpartien entgegen zu stellen, die ihre Felder verheerten. Die Schwarzen und die Indianer zeichneten sich besonders in diesem Verwüstungs-Kriege aus. Ihrer natürlichen Weise zu fechten überlassen, von geschickten Anführern befehligt, waren einige Mann, von Cameran und Heeriko Dias geführt, furchtbarer, als die krieggeübten Truppen aus Europa: diese hatten vor Allem mit der Natur und dem Klima zu kämpfen.

Von den Siegern unterdrückt, unaufhörlich ihre Landsleute beklagend, ohne es zu wagen, ihnen Hülfe zu bringen, erste Opfer eines Krieges, worüber sie sich

nicht beklagen konnten, und den ihr Unabhängigkeitsgefühl billigte, sah man die Meisten der unglücklichen Einwohner Pernambuko's, noch unter dem Schutze Cameran's, auswandern; und man kann nicht daran denken, ohne zu schaudern, daß vier Hundert von ihnen aus Anstrengung und Elend während der Reise umka- 1636
men. Um ein Vaterland zu finden, zogen diese Unglücklichen durch Einöden, um eine Gegend zu gewinnen, wo ihre Verzweiflung nicht als ein Verbrechen angesehen wurde, wo es ihnen erlaubt war, die Trübsale ihrer Landsleute zn theilen. Ach! diese edle Hoffnung wurde getäuscht, oder wurde vielmehr nur einen Augenblick erfüllt.

Eine der merkwürdigsten Eigenschaften der Holländer, die sie über die größten Hindernisse triumphiren machte, war ihre Beharrlichkeit. Sie waren bei der Eroberung Brasilien's um so beharrlicher, je mehr Muth die unglücklichen Einwohner zeigten; und man kann nicht sagen, daß bis dahin die Resultate des Krieges sie hätten ermuthigen können. Allein die Hoffnung, bald eins der schönsten Länder der Erde zu besitzen, und die Vortheile, die sie aus ihren zur See gemachten Prisen zogen, reichten hin, sie zu bestimmen, ihr Projekt nicht aufzugeben; und Moritz von Nassau, ein Vetter des Statthalters, kam nach Ame- 1637
rika, um den Oberbefehl über die Truppen zu übernehmen. Reißende Fortschritte bezeichneten seine Ankunft: er eroberte Porto-Calvo, den Zufluchtsort der unglücklichen Kolonisten, wieder; bald aber konnte er sich von der Unerschrockenheit überzeugen, welche die Verzweiflung einflößt. Weiber setzten sich furchtlos den Schrecknissen des Kampfes aus, oder gaben vielmehr durch ihre heldenmüthige Vertheidigung den Kriegern

neuen Muth. Henriko Dias erinnerte an die merkwürdigsten Thaten des Alterthums, und bewies, daß es keine Zeit für den Heldensinn, keine Farbe für den Muth giebt.

Da sie sich gezwungen sahen aus der Kapitanerie zu flüchten, so suchten die unglücklichen Einwohner von Pernambuko einen Zufluchtsort in der Provinz San-Salvador, wobei sie durch die Provinz Sarigize-d'Ell-Rey zogen. Aber die Einzelheiten ihrer Auswanderung beschreiben, hieße eins der traurigsten Gemälde aufstellen, welche die Annalen der Nationen darbieten können. Von den grausamen Pitiguaren verfolgt, von Hitze und Hunger gequält, sahen sie eine große Anzahl von
1637 ihnen mitten in den Einöden umkommen, und erst nachdem sie die schrecklichsten Leiden erduldet hatten, kamen sie nach San-Salvador.

Nassau hatte den Sieg als ein edelmüthiger Feind benutzt. Weise Anordnungen steuerten bald der Zuchtlosigkeit seiner Truppen, und eine verständige Verwaltung hob wieder die erschöpften Finanzen. Indessen werden die Mittel, die er ergriff, um den Schatz zu bereichern, nicht alle auf gleiche Weise von der Menschlichkeit gebilligt, und sicher hätte er gerechter gehandelt, die verlassenen Zuckerfabriken nicht zu verkaufen, wie er that. Indem ihm dies lezte Mittel ungeheure Hülfsquellen eröffnete, erregte es ihm unversöhnliche Feinde, welche die religiöse Intoleranz der Sieger noch mehr erbitterte.

Von seinem Glücke angefeuert, beschloß Nassau bald San-Salvador anzugreifen, dessen Einwohner seit so langer Zeit in einer unklugen Sicherheit lebten.

Pedro da Sylva, der Statthalter dieser Hauptstadt, hatte im Anfang nur mit Widerwillen die Trüm-

mer des von Bagnolo befehligten Heeres aufgenommen, bald aber konnte er sich überzeugen, daß die Rettung der Kapitanerie ganz und gar von dieser so wenig erwarteten Hülfe abhing, und aus einer höchst seltenen Ergebung wußte er, alle Berechnungen der Eigenliebe bei Seite setzend, das Interesse seines Vaterlandes dem seinigen vorzuziehen. Nassau war mit vierzig Schiffen und sieben tausend acht hundert Mann Landungstruppen vor der Stadt erschienen. Der Oberbefehl über 1637
die Militär-Kräfte wurde, unerachtet eines lebhaften Widerstandes, dem Bagnolo übertragen. Dieser Beweis von Zutrauen erregte zuverlässig die Erkenntlichkeit des Neapolitanischen Generals, oder das Glück hörte vielmehr auf, ihm entgegen zu seyn. Sein Muth und seine Thätigkeit retteten den Platz von einem fast sichern Untergange; und Moritz von Nassau sah sich gezwungen, nach dem Verluste eines großen Theils seines Heers nach Recif zurückzukehren. Die beiden Generale zeigten hierbei den Einfluß, den Unfälle oder glückliche Erfolge haben können. Nassau begieng, nach einem glücklichen Anfang, verschiedene große Fehler, und verlor sogar von seiner gewöhnlichen Klugheit. Bagnolo, von dem Glücke begünstigt, begann alle Eigenschaften zu zeigen, die ihm nachher eine so ehrenvolle Stelle in der Geschichte dieses Landes angewiesen haben.

Das Reich von Brasilien umfaßt ein Gebiet von so ungeheurer Ausdehnung, daß die Ereignisse, die in den Kapitanerieen des Mittelpunktes vorgiengen, nur einen sehr mittelbaren Einfluß auf den politischen Zustand der andern Provinzen hatte. Während in Pernambuko und San-Salvador alle Anstrengungen aufgeboten wurden, um die Holländer zu vertreiben, ge-

nossen St. Paul und Rio=Janeiro einer ziemlich großen Ruhe. Nicht eben so verhielt es sich mit den nördlichen Staaten. Man fuhr fort, diese weiten Landstriche auf Kosten der Eingebornen zu erobern. Die Einzelheiten dieses blutigen Kampfes berichten, hieße schreckliche Scenen des Mords und der Treulosigket darstellen. Europäer kamen, auch dieses Land mit ihrem Blute zu benetzen, und eine Gesellschaft von englischen und holländischen Abenteurern, die gesucht hatte, sich an der Mündung des Amazonenstromes anzusiedeln, wurde von Raymond de Noronha, dem Administrator von Para, verjagt. Später maaßte sich diese Magistratsperson die Gewalt des Statthalters an, und wußte davon einen Gebrauch zu machen, der ihm bei dem spanischen Hofe zur Entschuldigung diente. Unter seiner Verwaltung und durch seine Sorge geschah es, daß
1637 Teixeira den Amazonenstrom hinauf fuhr, und in Peru
bis landete, nachdem er die Hindernisse aller Art überstie-
1638 gen hatte, die seit so langer Zeit den Erfolg eines Unternehmens der Art bezweifeln ließen.

Wenn seit diesem bedeutenden Ereignisse Spanien und Portugal eben so viele Sorge darauf verwandt hätten, die Schiffahrt auf dem großen Strome zu erleichtern, als sie auf Errichtung von Kommunikationen in andern Theilen Süd=Amerika's verwandt haben, so würde man zuverlässig jetzt der Resultate genießen, von welchen man sich vor zwei Jahrhunderten so viele Vortheile versprach; allein sicher verlangte es die Politik, und die Ufer des Amazonenstromes sind öde geblieben.

Wenn man sich indessen fragt, was aus den unermeßlichen Stämmen geworden ist, die diese Gegenden bewohn-

ten, so ist es unmöglich, eine genügende Antwort zu geben, und man erinnert sich mit Erstaunen, daß Teixeira bei seiner Rückkehr in einen Marktflecken der Jurimanas kam, der über eine Stunde im Umfange hatte. Klüger wahrscheinlich als andere Eingeborne, haben sich diese Wilden in Gegenden zurückgezogen, die den Europäern unbekannt sind; allein die Zeit naht, wo es für die Amerikaner keine Orte zum Rückzuge mehr geben wird; und bald wird dies unermeßliche Erdgebiet, das unter den Namen des Amazonenlandes bekannt ist, sich vor den Augen unerschrockener Reisenden entfalten. Sie werden dort die bedauernswerthen Reste der Stämme finden, die unsrer Civilisationswuth entgangen sind. Dort wird man den aus dem Süden verjagten Tupinambas, den Omaguas, der sich nicht weit von seinem alten Vaterlande entfernt haben wird; den Tapuyas, das Opfer aller Eroberer, und so viel Andere finden, deren Namen man nicht kennt: könnten doch diese ehrwürdigen Trümmer mächtiger Nationen erhalten werden! Könnten wir doch den kräftigen Jahrhunderten den Beweis liefern; daß das zu unsern Zeiten entdeckte Amerika von jenen Schandthaten nicht besudelt worden sey, die nur zu oft aus Unwissenheit begangen wurden.

Um das Jahr 1638 kann man leichtlich glauben, daß Brasilien in Zukunft von 2 Mächten besessen werden wird. Nassau befestigte, vermittelst einer weisen Verwaltung, die holländische Herrschaft an den verschiedenen Orten, wo er sich angesiedelt hatte, und die vereinigten Provinzen besaßen damals in diesem Theile von Süd-Amerika fünf Kapitanerieen. Sie bemühten sich, hier den Landbau in Blüthe zu bringen, der sich rasch von den traurigen Schlägen erholte, die ein so

verwüstender Krieg, wie der der Eroberung, ihm beige- bracht hatte. Man findet noch heut zu Tage in gewissen Distrikten den Beweis der Verbesserungen, welche dies in Europa so berühmte Volk, nicht nur durch seine erstaunliche Industrie, sondern auch durch das Festhalten an den Verordnungen, die es sich gegeben hatte, zu bewerkstelligen suchte. Jene Liebe zu einer gerechten Unabhängigkeit war es, die in Brasilien die Gestalt der Dinge änderte. Da der hohe Rath das Wachsthum der Macht Nassau's sah, fürchtete er, es möchte dieser sein Interesse von dem der Republik trennen wollen, und er möchte sich in dem ungeheuern Lande, worin er seit mehreren Jahren befehligte, ein Königreich gründen. Während dem man vielleicht schon damit umging, ihn nach Europa zurück zu rufen, fuhr dieser Prinz, ohne einen der Entwürfe zu erklären, deren man ihn beschuldigen wollte, fort, seine Eroberungen auszudehnen oder seine neuen Besitzungen zu vertheidigen. So wurde eine beträchtliche Kriegsrüstung unter den Befehlen des Franzisko Mascarenhas,
1638 Grafen von Torre, von Lissabon abgeschickt, und nach Erduldung aller Versäumnisse und aller erdenklichen
1640 Leiden vor Recif fast gänzlich vernichtet.

Die Brasilier hatten kaum die Hülfe aus Europa, und San-Salvador zitterte von Neuem für seine Unabhängigkeit. Der Marquis von Montalvan kam, mit dem Titel eines Vicekönigs bekleidet, in seinen Mauern an, und begann ein System von List zu befolgen, das ziemlich vortheilhafte Resultate herbeiführte, das aber die Moral nicht immer billigen konnte, weil der Muth die Treulosigkeit zu Hülfe nahm, und weil man einen für den Handel verderblichen Partheigänger-Krieg

führte, während dem man mit dem Gouvernement von Pernambuko Unterhandlungen angeknüpft hatte.

Bald änderte eines jener Ereignisse, die man, auch in Europa, am wenigsten voraus sehen konnte, die Lage der Dinge. Portugal befreite sich von der spani- 1.
schen Herrschaft, und der Herzog von Braganza ergriff, Dec.
unter dem Namen Johann IV., die Zügel der Regie- 1640
rung. Seine Thronbesteigung wurde in den beiden Statthalterschaften Brasiliens gefeiert; allein ohne Zweifel war die Freude nicht gleich aufrichtig, und man darf glauben, daß die Holländer unter einer verstellten Freude die Unruhe verbargen, die ihnen diese wichtige Veränderung einflößte.

Die Ereignisse mehrten sich; ein zehnjähriger Waffenstillstand wurde zwischen dem neuen Monarchen und der Republik abgeschlossen, wurde aber in Amerika so schlecht gehalten, daß die Holländer sich Maranham's durch die schändlichste Verrätherei bemächtigten, ohne daß Johann der IV. gegen einen so offenbaren Frevel seine Stimme zu erheben wagte, weil der Waffenstillstand noch nicht feierlich proklamirt worden war, und er sich zu schwach fühlte, um sich einen Feind in Europa zu machen.

Sobald der Friede wieder in Südamerika herrschte, ließ die Fruchtbarkeit des Bodens von Pernambuko ungeheure Summen in den Schatz der Kompagnie fließen, und man baute sogar Olinda an einem neuen Platze wieder auf. Jedoch schien die Unruhe des Raths sich nach Maaßgabe der glücklichen Verwaltung Nassau's zu mehren; man rief ihn nach Holland zurück, und die Leitung der Geschäfte wurde dreien Kommissarien anvertraut, die allen jenen Verwaltungsideen,

1643 welche die Hauptprovinz auf eine so hohe Stufe des Wohlstandes erhoben hatten, fremd waren. Moritz von Nassau war Einer jener Männer, die sich alle Gemüther befreunden, weil sie ihre Stelle im Rathe und auf dem Schlachtfelde gleich gut ausfüllen. Er hatte Fehler begangen, die er wieder gut zu machen wußte: seine Nachfolger aber flößten Furcht ein, ohne Hoffnung zu lassen, und es war in der That schwer für sie, völliges Vertrauen einzuflößen, nicht wegen ihres Rangs, die Republik hatte in einfachen Bürgern wie sie, Männer von großer Fähigkeit gefunden, sondern wegen ihres Charakters. Hamel, Bas, Ballestrate änderten bald die Verwaltung Brasiliens, und unterwarfen Alles ihren beschränkten Ansichten: selbst religiöse Nichtduldung gieng im Gefolge einer Menge anderer drückender Anordnungen, und gab ihrer Macht den letzten Stoß.

Ein Mann, der sich bei der Eroberung schon mit Ruhm bedeckt hatte, sann, unter dem Scheine der Unterwerfung, auf die Befreiung seines Vaterlandes. Fernandez Vieira vereinigte mit einer klugen Festigkeit den unternehmendsten Muth; seine unermeßlichen Besitzungen boten ihm bei dem edeln Unternehmen, dem er sich in Zukunft weihen wollte, sichre Hülfsquellen dar, und die Wiedereroberung Maranham's durch die Kolonisten dieser Provinz hatte den Verschwornen, die ihre Kräfte mit den seinigen vereinen sollten, neuen Muth gegeben. Nachdem er alle von der Weisheit gebotene Maaßregeln ergriffen hatte, wollte er sich wahr-
1645 scheinlich der Hauptstadt der holländischen Besitzungen bemächtigen, als eine unwürdige Verrätherei seine kühnen Entwürfe enthüllte, und ihn zwang, mit einer großen Anzahl Pflanzer, die er mit dem Feuer belebt

hatte, das in seiner Brust glühte, die Fahne der Unabhängigkeit zu erheben.

Gewiß hatte er im Anfange dieses Kriegs am meisten Muth und Talent zu entfalten. Unaufhörlich beschäftigt, den niedergeschlagenen Geist seiner Landsleute zu erheben, gezwungen Verrath zu fürchten, und ihn zu strafen verschmähend, im Mutterstaate einen beständigen Widerstand gegen seine Entwürfe findend, von San=Salvador nur unzureichende Hülfe erhaltend, die mehr seinem Muthe als der Sache, für welche er sich opferte, zugestanden wurden, sah man ihn beständig eine unbeugsame Beharrlichkeit allen diesen Hindernissen entgegen setzen; und eine Hoffnung wieder erwecken, die man fast gänzlich aufgegeben hatte.

Erschreckt von den außerordentlichen Fortschritten einer Empörung, der sie selbst dadurch, daß sie einen Preis auf Vieira's Kopf setzten, nicht hatten Einhalt thun können, baten die Glieder des Raths Holland um Hülfe, die aber nicht unmittelbar ankommen konnte, während dem hingegen der Vizekönig von Brasilien, erstaunt über einen Fortgang, den er nicht zu hoffen wagte, unter dem Schein die Provinz zu beruhigen, Truppen schickte, die sich schnell mit denen der Insurgenten vereinigen, und ein unter den glücklichsten Auspizien begonnenes Unternehmen fortsetzen sollten.

Dem Vidal, der mit der Leitung dieser Bewegung beauftragt war, gelang dieselbe über Erwarten, und von nun an nahm der Krieg einen weit ernsthafteren Charakter an. Alles vereinigt sich, den Insurgenten neue Kraft zu geben; Hoogstrate, der das Fort Nazareth befehligte, überliefert ihnen diesen wichtigen Posten für achtzehn tausend Thaler, und nun

können sie ohne Hinderniß die Hülfstruppen erhalten, die für sie bestimmt sind. Porto-Calvo widersteht nicht den Anstrengungen des Christoph Cavalcant, und Valentin Roccia bemächtigt sich der, an der Mündung des Rio-San-Franzisko erbauten Stadt; mit einem Wort, Alles unterwirft sich dem Vieira, und überall wird er als Oberanführer anerkannt; Niemand ist aber auch dieses Titels würdiger. Handelt es sich, die Hülfsquellen des Feindes durch Zerstörung der Ernten zu vermindern, so widersetzt er sich dem völligen Ruin seiner Landsleute, und trägt die Flamme in seine eigne Wohnungen; fehlt es dem Heere an Unterhalt, so verschafft er ihm denselben auf eigene Unkosten; bringt man ihm einen förmlichen Befehl des Königs, mit den Feindseligkeiten aufzuhören, so sagt er, daß er von seinem Souverän den Lohn seines Ungehorsams erhalten wolle, wann er ihm werde die schönste Apanage seiner Krone wieder gegeben haben. Da der berühmte Sigismund mit beträchtlichen Streitkräften ankommt, um ihn zu unterwerfen, so zwingt er ihn, schimpflich nach Recif zurück zu kehren und einen andern Begriff von dem Muthe derer zu fassen, die er bekämpfen soll.

Indessen mußte die Gegenwart dieses neuen Anführers, und die, im Gouvernement der holländischen Kolonie vorgegangene Veränderung, die geschicktern Händen anvertraut worden war, nothwendig den Vortheilen, die die Insurgenten bisher erlangt hatten, das Gegengewicht halten; als aber der Mutterstaat erfuhr, daß Holland die beträchtlichste Kriegsrüstung, die es je nach Brasilien bestimmt hatte, absendete, schien der König seine gewöhnliche Gleichgültigkeit abzulegen, und ohne sich noch offen zu erklären,

schickte er den Franzisko Baretto de Menezes, der sich schon durch seine Tapferkeit und Geschicklichkeit ausgezeichnet hatte, ab, um die Truppen der Kolonie zu befehligen. Die Ankunft dieses Generals gab dem Vieira abermals Gelegenheit, die Größe und den Adel seines Charakters zu enthüllen: er übergab ihm den Oberbefehl, da er die Gewißheit erlangt hatte, daß es zum Besten seines Vaterlandes geschah, dem er sich gewidmet hatte.

Der neue Befehlshaber wußte alle Eigenschaften dessen zu schätzen, dem er in Zukunft gebieten sollte, und zuverlässig muß man dieser Verbindung die Vortheile zuschreiben, welche das Heer fortwährend behauptete. Die berühmte Schlacht, die in den Gebirgen von Guararapi, einige Stunden von Pernambuko, geschlagen wurde, gab zuerst einen glänzenden Beweis von dem, was Muth und Kaltblütigkeit vereint vermögen. Die Holländer wurden, nach einem hartnäckigen Widerstande, gänzlich geschlagen; sie verloren un- 1648
gefähr tausend Mann, und fünf Hundert von ihnen wurden unfähig zum Kampf; Sigismund selbst empfing eine ziemlich schwere Wunde.

Dieser General sah sich nicht so bald im Stande, seine Operationen fortzusetzen, als er wieder ins Feld rückte, sich Olinda's bemächtigte, und das Rekonkav verwüstete. Dies Ereigniß hatte einen glücklicheren Einfluß, als man dachte: vor Allem wurde der Vicekönig thätiger, der nun den Insurgenten offen Hülfe schickte; allein diese Epoche wurde auch durch einen schmerzlichen Verlust bezeichnet. Der alte General der Indianer, der brave Cameran, starb; und sein Verlust 1650
wurde um so mehr gefühlt, da er sich seit Anfang des

Krieges durch vielfache Züge der glänzendsten Tapferkeit ausgezeichnet hatte.

Jedoch war der Verlust dieses Befehlshabers weniger wichtig, als wenn er sich einige Jahre früher ereignet hätte. Das System des Krieges hatte sich geändert, und die Kolonisten, von zahlreichen glücklichen Ereignissen ermuthigt, fürchteten nicht mehr, geordnete Schlachten zu liefern. Die Züge der Partheigänger wurden täglich unbedeutender. Bald haftete sogar das Schicksal beider Partheien einzig an einer entscheidenden Schlacht. Holland schien die wahre Lage seiner Kolonien zu vergessen, oder war vielmehr müde, Hülfe zu senden, welche die Geschicklichkeit der insurgirten Anführer unnütz machte. Die Holländer befanden sich demnach in einer der der Brasilier fast gleichen Lage: sie wurden vom Mutterstaate ihrer eignen Kraft überlassen. Bald sahen sie sich in Recif eingeschlossen, und auf die schwächsten Hülfsquellen beschränkt; der geschickte Sigismund sah sogar sein ganzes Talent vor der Unerschrockenheit der Belagerer scheitern, die ihn nöthigten, keine unklugen Ausfälle mehr zu wagen, und seine Schmach in einer Stadt zu verbergen, die er
1653 umsonst zu vertheidigen suchte.

Bald wurde seine Lage noch kläglicher durch einen Umstand, den er nicht im mindesten erwartete, und den die Portugiesen selbst nicht hoffen konnten. Sieben Jahre dauerte schon der Krieg in Pernambuko, und vielleicht würde er noch lange gedauert haben: denn die Holländer waren Herren des Meeres geblieben, Baretto aber hatte keine Seemacht, die stark genug gewesen wäre, um sich jenes Hafens von Recif zu bemächtigen, den man immer als den Schlüssel der

Provinz ansah, als man die portugiesische Escadre ankommen sah, die beauftragt war, die Handelsschiffe, welche nach Europa gingen, zu beschützen. Sie war von Pedro-Jacques de Magagliones befehligt, dessen Name schon vortheilhaft bekannt war, der aber mit dem Vorsatze kam, nur die von seiner Regierung ihm übertragenen Befehle genau auszuführen. Von den Kolonisten gebeten, sie bei ihrem Unternehmen zu unterstützen, widerstand er lange, und berief sich auf die Entscheidung seines Staats-Majors, der eine so edle Sache nicht zu verbieten wagte: der Angriff des Recif's wurde also festgesetzt. 1654

Baretto, sich auf den Muth verlassend, wovon Vieira so viele glänzende Proben gegeben hatte, gestand ihm die Ehre des ersten Angriffs zu; er wollte, daß der Krieg von eben dem beendigt würde, der seinen ganzen Ruhm in die Befreiung seines Vaterlandes gesetzt hatte. Die Folge rechtfertigte seine Wahl; Vieira bemächtigt sich, unerachtet der letzten Anstrengungen der Belagerten, eines wichtigen Forts. Baretto wendet seine Kräfte gegen einen andern Punkt; und es gelingt ihm. Man verdoppelt die Anstrengungen, man vereinigt Talent mit Muth; und währenddem die Truppen dem Feuer der Belagerten trotzen, eröffnet ein französischer Ingenieur, Namens Dumas, Minen, welche bald die Mauern einstürzten, die so lange widerstanden. Bei dem Anblicke dieser neuen Arbeiten, welche die Holländer selbst in Schrecken setzen, nehmen die indischen Stämme, die sie unterstützen, die Flucht, und suchen dadurch, daß sie über den Fluß setzen, den furchtbaren Wunderthaten zu entgehen, welche das Genie der Europäer für sie bereitet; allein überall kapitulirt man, und diese fürchterlichen Vorkehrungen

werden unnütz. Man nähert sich der Stadt immer mehr, und beginnt den Angriff auf das Fort der Fünf-Spitzen, das nur noch zwei Hundert Toisen davon entfernt ist: es kann nicht widerstehen. Bald befindet man sich unter den Mauern der Stadt, wo das schrecklichste Getümmel herrscht. Das Volk verlangt, zu kapituliren; der General Sigismund widersteht noch. Endlich versammelt sich der Rath; und es kommt zur Entscheidung: der Hafen des Recif's und die Stadt Olinda werden dem General Baretto mit allen Forts, die dazu gehören, übergeben. Der Besatzung wird gestattet, mit Waffen und Gepäcke abzuziehen; allein alle andere, von den Holländern besessenen Provinzen müssen so
27. schnell als möglich geräumt werden; und Brasilien
Jan. sieht sich auf immer von fremder Herrschaft befreit.

Johann IV. vernahm mit Freuden, daß er das schönste Gut seiner Krone wieder erlangt habe; und wenn er schwach genug gewesen war, um die Kolonie ohne Hülfe zu lassen: so war er nicht undankbar genug, um denen ihr Lob zu verweigern, die es so wohl verdient hatten. Derjenige, welcher den Krieg begonnen, und ihn fortzuführen gewußt hatte, Vieira, empfing Belohnung und Ehre; allein seine große Seele wußte den rühmlichen Titel weit mehr zu schätzen, den seine Landsleute ihm zuerkannt hatten, und nicht ohne edle Rührung hörte er sich den Befreier Brasiliens nennen.

Zuverlässig brachte der Einfall der Vereinigten Provinzen für Portugal großen Schaden, und besonders für gewisse Kolonisten; allein man kann sich nicht verbergen, daß die Holländer in ihre Besitzungen jenseits des Meeres die Ordnung und Thätigkeit brachten, welche sie in Europa auszeichneten. Noch findet man in

Brasilien Spuren ihrer Industrie; und verschiedene Schriftsteller haben nützliche Denkmale ihres Aufenthalts in diesen Gegenden hinterlassen. Man hat sogar lange Zeit nur die Beobachtungen Pison's und Markgraff's gehabt, um sich über die Naturgeschichte des Landes zu belehren. Nassau jedoch verdankte man die meisten dieser Vortheile; und mit Nassau verschwand Alles.

Geschichte verschiedener Entdeckungen im Innern Brasiliens.

Nachdem wir uns mit diesen blutigen Kriegen beschäftigt haben, die lange Europa zweifeln ließen, ob einer der ausgedehntesten Theile Süd-Amerika's nicht einen andern Herrn erhalten würde, wollen wir unsere Blicke auf das Innere dieses schönen Landes wenden. Auch hier werden wir blutige Kämpfe sehen, die noch ungerechter und weniger bekannt sind, als diejenigen, wovon wir schon gesprochen haben. Es würde ohne Zweifel für den Ruhm der alten Welt besser seyn, daß die Muse der Geschichte in den dunkeln Gründen der amerikanischen Wälder verborgen bliebe; aber sie zeigt sich, weil die Unwissenheit nun verschwunden ist, und sie bald auch wohlthätige Thaten erzählen soll.

Am südlichen Ende Brasiliens hatte die Bevölkerung schnell zugenommen; denn die ersten Europäer hatten nicht verschmäht, sich mit eingebornen Weibern zu verbinden. Aus diesen Verbindungen war eine Menschenart entstanden, die durch ihre Stärke und Thätigkeit ausgezeichnet ist. Die Bewohner von St.

Paul, Mamalukos oder Paulisten genannt, vereinigten vom Anfange an, wie schon gesagt wurde, den Geschmack an Entdeckungen, der die Portugiesen auszeichnete, mit jener Leichtigkeit, Entbehrungen zu extragen, die man an den Wilden bewunderte.

Bei ihrer charakteristischen Hitze war es sehr schwer, daß sie in einer Zeit der Unwissenheit mit den Nationen, wovon sie umgeben waren, in den Gränzen der Gerechtigkeit blieben. Stolz auf ihre Unabhängigkeit, wagten sie es, dies kostbare Gut unschuldigen Völkern zu rauben; und in den Kriegen, welche zu erklären sie sich genöthigt sahen, um sich Gefangene zu verschaffen, fühlten sie ihren Geschmack an gefahrvollen Unternehmungen wachsen. Wenn die Menschlichkeit oft über die Ausschweifungen erröthen muß, denen sie sich hingaben: so muß man doch ihre Standhaftigkeit in den Mühseligkeiten, ihre Kaltblütigkeit mitten in der Gefahr, ihre List, wenn solche sie retten konnte, bewundern. Wenn man sich diese ersten Auskundschafter vorstellt, wie sie Länder durcheilten, über welche es keine anderen Nachrichten gab, als die unbestimmten und unvollkommenen Erzählungen der Eingebornen; wenn man sie mehrere Monate in den Wäldern wohnen, von ihrer Jagd leben, oder ihren Unterhalt in diesen Einöden durch mühevolle Pflanzungen sichern sieht: so wird man fühlen, daß diesen Menschen vor Allem nöthig war, in den Gesetzen des gesellschaftlichen Lebens unterrichtet zu werden. Ihre Grausamkeit war vielleicht nichts, als Unwissenheit. Die Jesuiten wollten — aus einem sehr lobenswerthen Eifer, der aber einige Vorbereitung erforderte — sie bestimmen, ihrer schrecklichen Gewohnheit, Gefangene zu ver-

handeln, zu entsagen. Sie führten mit Unklugheit die Waffen der Religion, und machten sie für die Religion selbst verderblich. Die Paulisten befolgten einige Gebräuche, deren Bizarrerie man sicherlich vergrößert hat. Sie erklärten sich für unabhängig, und bildeten sofort eine Art von Republik, die sich aber verschiedene Jahre lang nur durch ihren verbrecherischen Haß gegen unglückliche Stämme, die mehr als ein Mal ihre verhaßten Trabanten zurück jagten, auszeichnete.

Auf neue Eroberungen sinnend, machten die Paulisten den Plan, Schätze zu entdecken. Es war natürlich, daß man in einer Gegend in der Nähe von Peru Gold suchte, und verschiedene Expeditionen hatten auf den Gränzen dieses weiten Reiches Statt; allein die Entfernung der Provinz Matto-Grasso, so wie die Kriege mit den Wilden, erlaubten nicht, diese Expeditionen oft zu wiederholen. Obgleich Fernandez Tourinho im Jahre 1573 die innere Provinz Minas untersucht hatte: so hatte er doch sicherlich keine großen Einzelheiten über die Reichthümer berichtet, die sie einschloß: denn es gingen noch verschiedene Jahre hin, ohne daß man sie besuchte. Die Paulisten besaßen schon die berühmten Minen von Jaragua, ehe sie ihre Nachforschungen an den Orten anstellten, die sie seitdem so schnell bereicherten. Bald organisirten sich Karavanen, unter dem Namen Bandeiras; und man begann, die Einöden zu erforschen. Die Expeditionen dieser unternehmenden Menschen, die sie bildeten, waren lange Zeit der einzige Gegenstand, der die öffentliche Neugier in Anspruch nehmen konnte. Ihre Anführer, welche man Certanistas nannte, zeichneten sich durch einen unerschrockenen Charakter aus, wovon man,

5 *

wie es scheint, nur in den Dichtungen der alten Ro-
manciers Beispiele finden kann. Einer der Muthig-
sten dringt gegen das Ende des sechzehenten Jahrhun-
1670 derts in die Kapitanerie Goyaz, und später folgt der
berühmte Bartolomäus Buenno seinem Beispiele,
der mit seinem Sohne bis an den Ort kommt, wo
sich gegenwärtig die Hauptstadt befindet, und wo er
bemerkt, daß die Frauen der Nation Goya als Schmuck
Stücke gediegenen Goldes trugen. Diese Provinzen,
wie reich auch immer, waren so weit von St. Paul
entfernt, daß man Anfangs keine großen Vortheile
daraus zog. Endlich besuchte Antonio Rodrigues den
Distrikt Minas-Geraes; er kam bis in die Nachbar-
schaft von Villa-Rica, und begegnete zweien Aben-
teurern, die, wie er, von St. Paul abgereis't waren.
Manuel Garcia und Salvador Fernandez, vereint mit
ihren Landsleuten, *) entdeckten unermeßliche Schätze,
die der andern Certanistas Begierde erweckten; man
begab sich haufenweise in ein Land, wo so viele Reich-
thümer von leichter Benutzung sich aufgehäuft fanden.
Um zu ihrem Besitze zu gelangen, war es nicht nöthig,
daß man sich tief durch die Erde grub. Nicht in den
Metalladern der Berge stieß man auf Gold; man fand
es mitten im Sande, oder vielmehr auf der Oberfläche
der Gebirge. Wenn die ersten Auskundschafter das
Geheimniß ihrer Entdeckung hätten bewahren können:
so hätte es noch lange gedauert, ehe der Mutter-
staat irgend einen Vortheil daraus gezogen hätte. —

*) Es herrscht bei den Namen dieser ersten Auskundschafter ein sehr großer Widerspruch. Wir folgen der Meinung des Ayrez de Cazal.

Wir unterbrechen hier die Erzählung der Entdeckungen, um die Aufmerksamkeit unserer Leser auf eines der wichtigsten Ereignisse zu lenken, die in dieser Epoche in Brasilien Statt hatten.

Palmares.

Fast in allen Ländern, wo die Sklaverei der Schwarzen eingeführt wurde, gibt es noch weite ungebaute Strekken. Es scheint, als ob die Natur den Unglücklichen, die den Verlust ihrer Unabhängigkeit nicht ertragen können, einen Zufluchtsort aufbewahrt habe; allein im Allgemeinen sind die Schwarzen, die in die Einöden der neuen Welt fliehen, diejenigen, die, aus ihrem Vaterlande ankommend, noch voll des Andenkens an ihre Freiheit sind. Der in der Sklaverei geborne Sklave erträgt das Joch; er ist schon zu sehr an die Lebensweise, zu welcher die Kolonisten ihn bestimmt haben, gewöhnt, um sich dem mühevollen Leben zu weihen, das man in den Wäldern führt. Die Verbindungen dieser schwarzen Flüchtlinge sind demnach fast überall dieselben; und man sieht diese fast wilden Menschenhaufen, von tausend Sorgen und Bedürfnissen belastet, fast nie genug Bedeutung gewinnen, um eine geordnete Staatsform zu bilden. Sie werden aufgerieben, ehe sie sich vertheidigen können; und überdies verträgt sich die Civilisation nicht mit irrendem Leben und mit Krieg. Palmares ist davon eine Staunen erregende Ausnahme; man sah in Brasilien ein geordnetes Gouvernement flüchtiger Schwarzen.

Es bildeten sich Anfangs zwei Niederlassungen der 1520
Art in der fruchtbaren Kapitanerie Pernambuko, nahe bis
bei Porto-Calvo; die Holländer richteten ihre Angriffe 1530

1644 gegen sie, und vernichteten die beträchtlichste fast gänzlich.

1650 Einige Jahre nachher, zur Zeit der Restauration, erinnerten sich vierzig Sklaven an den Muth ihrer Vorgänger, bemächtigten sich einer Anzahl Feuergewehre, und zogen sich an den Ort der Kapitanerie zurück, den ihre Nachkömmlinge seitdem so berühmt gemacht haben. Es ist wahrscheinlich, daß sie hier die Trümmern der alten Niederlassung fanden; allein wenn sie auch diese Hülfsquelle nicht gehabt hätten: so würde ihnen dennoch nichts destoweniger eine große Anzahl anderer Flüchtlinge und farbiger Menschen unmittelbar gefolgt seyn. Die Kapitanerie war zu jener Zeit zu schwach, um sich ihrer Ansiedelung zu widersetzen. Ueberdies hatten sie einen ziemlich großen Zwischenraum zwischen sich und ihren Unterdrückern gelassen.

Die Stadt Palmares erhob sich ohne Hinderniß; allein Männer, die neuerlich der Sklaverei entrannen, hatten eine hinreichende Anzahl von Frauen ihr Loos nicht theilen lassen können. Sie verschafften sich also Gattinnen, wie die Römer; und Rocha-Pitta sagt, daß der Raub der Sabinerinnen weder allgemeiner, noch vollständiger gewesen sey. Sie bemächtigten sich aller farbigen Frauen, die sich in den umliegenden Wohnungen fanden; allein unglücklicher Weise blieben sie dabei nicht, und ahmten die alten Herren der Welt auch darin nach, daß sie ihre Nachbarn beraubten, und eine Menge Erpressungen verübten.

Die Pflanzer fühlten bald die Nothwendigkeit, ihr Bündniß zu erkaufen. Sie verschafften ihnen insgeheim Waffen, Munition und europäische Waaren.

Da ihre Regierung nicht versuchte, es ihnen zu verbieten: so fürchteten sie sich nicht, auf ihre eigenen Unkosten einen Frieden zu erhalten, der nur eine Zeitlang dauern sollte.

Die Schwarzen, die eine beträchtliche und gefürchtete Nation zu bilden anfingen, ergaben sich dem Landbau; und der Landbau milderte ihre Sitten. Sie legten sich den Namen Palmaresier, vom Namen ihrer Hauptstadt, bei; sie waren zu einer Stufe des gesellschaftlichen Zustandes gelangt, die zu erhaben war, um ohne bestimmte Verfassung leben zu können: sie nahmen also ein Wahlreich an; ihr Anführer, Namens Zombe, behielt diese Würde, so lange er lebte. Man wählte seinen Nachfolger aus den Tapfersten und Verständigsten. Dies erscheint bei einem, aus so viel andern Nationen zusammengesetzten Volke als sehr natürlich; Jeder wollte der Reihe nach derselben Vortheile genießen. Die Palmaresier setzten Magistrate ein; es ist traurig, daß man uns ihre Gesetze nicht überliefert hat. Man weiß, daß sie eine Art von Christenthum annahmen, wahrscheinlich nach dem Aberglauben eines jeden Stammes verdorben.

Der Ackerbau machte Fortschritte, und die Bevölkerung wuchs außerordentlich; Felder, die man kurz vorher noch öde gesehen hatte, bedeckten sich mit Dörfern; die Hauptstadt wurde, insofern es die Industrie der Bewohner und die Materialien, die ihnen zu Gebote standen, erlaubten, befestigt, d. h., sie hieben die ungeheuern Bäume, welche die Wälder ihnen darboten, viereckig, und errichteten davon Wälle von beträchtlicher Höhe.

Die Häuser bildeten keine Straßen, wie in unsern europäischen Städten; sie lagen zerstreut in der Mitte

angebauter Aecker, von verschiedenen Bächen bewässert, die einem See entflossen, dessen Wasser die Einwohner zu ihren Bedürfnissen benutzten.

Kaum waren fünfzig Jahre seit der Wiedererbauung von Palmares verstrichen, und man sah hier schon prächtige Wohnungen; seine Bevölkerung war zu zwanzig Tausend Seelen angewachsen. So rasche Fortschritte in der Civilisation von Seiten einer Nation, die man verachtet hatte, ihre fortgesetzten Anstren-
1696 gungen, um ihre Macht zu mehren, machten endlich die portugiesische Regierung unruhig; die Vertilgung der Palmaresier wurde beschlossen. Juan de Lancastro war damals General-Kapitän; er nahm mit Gaetano Mello, dem Statthalter von Bahia, seine Verabredungen. Man ließ sieben Tausend Mann gegen die Schwarzen marschiren; allein man hatte nicht geglaubt, ihnen Artillerie geben zu müssen; sie wurden völlig geschlagen, und alle ihre Anstrengungen scheiterten vor den Bollwerken, die sie verachtet hatten; sie verloren aber den Muth nicht, setzten die Blokade der Stadt fort, und verlangten Artillerie. Die Landbewohner hatten sich nach Palmares geflüchtet; bald zeigte sich darin die Hungersnoth. Die Schwäche mußte nothwendig den Muth vermindern, womit man sich vertheidigen wollte; und als die Kanonen anfingen, die Festungswerke zu zerstören, wurde der Widerstand der Einwohner schwach, wie Rocha-Pitta sagt, weil sie sahen, daß er umsonst seyn würde. Die Schlacht gab Gelegenheit zu einem jener Züge von Größe und Festigkeit, die beweisen, daß der wahre Muth bei allen Menschen derselbe ist, und daß man nicht von Europa's Küsten zu kommen braucht, um einen edelmüthigen

Entschluß zu fassen. Zombe sah die Ketten, die ihn erwarteten; seine Waffengefährten lasen in seinen Augen den Abscheu, den die Sklaverei ihm einflößte; sie wußten ihm nachzuahmen, und starben. *) Die Greise, die Frauen, die Verwundeten wurden verkauft; man zerstörte die Reste der Stadt; von Palmares blieb nichts übrig, als ein ruhmvolles Andenken.

Fortsetzung der Geschichte der Entdekkungen.

Der Zufluß der Paulisten in den Distrikt Minas war so beträchtlich geworden, daß man sich gezwungen sah, einen Marktflecken zu gründen; bald erhielt er den Namen Villa-Rica; allein die Bewohner dieser neuen Niederlassung blieben nicht lange friedliche Besitzer ihrer Reichthümer. Rio-Janeiro schickte seine Auskundschafter; Zwist erhob sich zwischen den beiden Partheien, und der Boden, der neulich erst so viele Eingeborne für die gesetzlichste Sache sterben sah, wurde mit dem Blute der Europäer geröthet, die sich um Klumpen Goldes erwürgten, die ihnen schon so viele Verbrechen gekostet hatten. Die Paulisten wurden besiegt; sie beriefen sich auf den Regenten Don Pedro, der damals für seinen Bruder herrschte; allein diese Entscheidung sollte sie, so wie ihre Nebenbuhler, aller Vortheile berauben, die sie sich versprachen. Ein erfahrner Befehlshaber wurde erwählt, um die Provinz Minas zu regieren, und den Frieden in die Mitte der Wüthenden

*) Sie stürzten sich vom Gipfel eines Felsen herab, der sich in der Stadt erhob.

zurück zu führen, die einander erwürgten. Jedoch war dieser Verdruß nicht ohne Nutzen, und man hatte bald den Beweis davon: Antonio d'Albuquerke befahl, nach Beschwichtigung der Unruhen, die rasch auf einander folgten, daß ein Fünftheil alles Goldes, das man fände, in den königlichen Schatz geliefert würde: dies
1711 ist es, was seitdem durch den Namen Quinte bezeichnet wurde. Derselbe Statthalter war den Administrations-Prinzipien nicht fremd; er erließ verschiedene, die Minen betreffende, Verordnungen, und ließ Villa-Rica nach einem regelmäßigeren Plane bauen.

Vielleicht wären die Entdeckungen des berühmten Buenno völlig unnütz geblieben, wenn nicht der Sohn mit gleichem Muthe wie der Vater begabt gewesen wäre. Obgleich er keinen Führer hatte, und er sich nur auf eine sehr unvollkommene Weise der Gegenden erinnerte, die er einst durchreis't hatte, drang er doch bis mitten in, bis dahin unbekannte, Einöden vor, machte verschiedene Entdeckungen, welche die Begierde seiner Gefährten hätten befriedigen können, und sah sich oft gezwungen, die Stärke seines Entschlusses ihrer Entmuthigung entgegen zu setzen. Endlich, nach Verlauf von drei Jahren unnützer Nachforschungen, erlangte er die Gewißheit, daß er bis dahin in einer, dem Lande der Goyas gegenüber liegenden Direktion vorgedrungen wäre. Er kam nach St. Paul zurück, wo sein Muth und seine Rechtschaffenheit ihm die einzige Belohnung verdienten, nach der er strebte: er wurde mit einer zweiten Expedition beauftragt, und gelangte endlich dahin, jenes so heiß ersehnte Land zu entdecken, das er fünfzig Jahre vorher besucht hatte. Er brachte denen, die ihnen damit beauftragt hatten,

eine gewisse Menge Goldes zurück, und erhielt den Titel Kapitan mor der neuen Entdeckungen, zu welchen er unmittelbar zurück kehrte. Nachdem er mehrere Kämpfe gegen die Eingebornen zu bestehen gehabt hatte, schloß er mit ihnen einen Bund, und erhielt durch sie die Kenntniß der Distrikte, wo man die größte Menge Goldes fand.*) Die neue Niederlassung erhielt bald schleunigen Wachsthum; allein im Anfange bezahlte man Alles genau mit Goldgewicht, bis man sich auch auf den Landbau legte, den man lange verschmähte, und der indessen eben so schnell bereichern sollte, als die Erforschung der Minen.

Die Kapitanerie Goyas, die man als die Central-Provinz von Brasilien ansieht, bietet noch in unsern Tagen eine seltsame Mischung von Civilisation und Barbarei dar, und man findet hier verschiedene unbekannte Nationen, denen man vielleicht Liebe zum Landbau beibringen könnte, wenn man ein vernünftiges System befolgte. Diese Kapitanerie wird wohl auf alle Fälle noch lange keinen thätigern Antheil an den verschiedenen politischen Operationen der andern Provinzen nehmen, und es ist gewiß, daß unter diesen Umständen ihre Bevölkerung sie nicht gar wichtig macht. Sie besitzt indessen Reichthümer, die später ihren Wohlstand werden begründen können.

Expedition des Duguay-Trouin.

Um diese Zeit dachte Portugal, nachdem es die 1711
Allianz Frankreichs nachgesucht hatte, daß die Eng-

---

*) Einer der ersten Sandhaufen, die man untersuchte, gab ein Pfund Goldkörner.

lands ihm von direkterem Nutzen seyn könnte: die alten Traktaten wurden verachtet, und Lissabon befand sich sofort unter dem unmittelbaren Schutze der Britten. Der Krieg, womit man die portugiesischen Besitzungen überzog, schien demnach ein ziemlich gerechtes Motif zu haben. Indessen wurde der Kapitain Duclerc, der Brasiliens Hauptstadt anzugreifen gewagt hatte, ohne daß es ihm gelang, nicht nach dem Völkerrechte behandelt. Man ermordete ihn in dem Augenblicke, wo er die Waffen niederlegte. Seine Soldaten konnten, obgleich sie sich ergeben hatten, der Wuth der Portugiesen nicht entrinnen, die weniger Unglücklichen gingen in eine schreckliche Gefangenschaft. Voll des Andenkens der letzten Eroberungen, wollte der Statthalter Franzisko de Castro ohne Zweifel die abschrekken, die in Zukunft versuchen würden, an den Küsten Brasiliens zu landen. Seine Grausamkeit erweckte so vielen Unglücklichen Rächer, und die Vergeltung war der Beleidigung würdig.

Duguay-Trouin, einer der berühmtesten französischen Marineoffiziere, gedenkt der Leiden seiner Landsleute, und erwartet nicht die immer zögernden Gebote der Regierung, um ihnen zu Hülfe zu eilen. Eine Gesellschaft, verschafft ihm die nöthigen Fonds zu einer so abenteuerlichen Expedition. Ludwig XIV. bewilligt ihm Truppen, und einige Zeit darauf steuert er nach Süd-Ame-
12. rika hinüber; mit fünfzehn Schiffen erscheint er vor
Spt. jenem Hafen, den man seit einigen Jahren als unüberwindlich ansah. Diejenigen, welche das schöne Panorama gesehen haben, das die Bai von Rio-Janeiro vorstellt, werden die Schwierigkeiten seines Unternehmens leicht begreifen; sie wurden alle überwunden.

In wenig Augenblicken bringt Duguay-Trouin das Feuer des Forts zum Schweigen, das den Eingang der Bai vertheidigt. Bald bemächtigt er sich der Ziegeninsel, *) und läßt hier die französische Flagge aufstecken. Allein hier kann er sich noch leichter überzeugen, daß die Stadt in Vertheidigungszustand gesetzt worden sey. Diese Vorkehrungen erschrecken ihn nicht. Nachdem er durch das Feuer von 4 Schiffen die Küste hatte säubern lassen, bewerkstelligt er die Ausschiffung, und übernimmt den Oberbefehl seines kleinen Heeres. Er selbst führt das Centrum, der Ritter von Goyon die Vorhut, und Courserac die Reserve. Man bemächtigt sich vortheilhafter Stellungen. Die Maaßregeln sind so gut getroffen, daß die drei Korps sich wechselseitig unterstützen; allein ohne die Tapferkeit der Franzosen wären diese Vorsichtsmaaßregeln doch vielleicht unnütz geworden. Ein Kolonist, Namens Dubocage, hatte, obgleich er in Frankreich geboren war, sein altes Vaterland gänzlich vergessen. Er fürchtet nicht, es zu verrathen, und sich unter einige Gefangene vom Heere des Duguay-Trouin mischend, erhält er von ihnen viele kostbare Anweisungen, die er alsbald den Feinden hinterbringt. Diese versuchten, sich der vortheilhaftesten Stellung der Franzosen zu bemächtigen; sie wollten sie sogar in eine Schlinge locken. Der Muth und die Klugheit triumphirten aber über alle diese eiteln Versuchungen.

Duguay-Trouin wurde bald gewahr, daß die Batterieen der Ziegeninsel die Stadt zerstören könnten;

---

*) Ile des Chèvres; jetzt ilha das Cobras, oder Insel der Waldschlangen (ile des Couleuvres) genannt.

ehe er aber die ersten Schüsse that und die Einwohner in die bedauernswerthe Lage versetzte, der sie nicht entrinnen konnten, hielt er es für gelegen, dem General-Statthalter zu schreiben: er begehre von ihm Recht für den, an dem unglücklichen Duclerc begangenen Frevel, und verlange, daß man die Mörder zu seiner Verfügung stelle, um sie nach der Strenge der Gesetze zu bestrafen; auf gleiche Weise begehrte er die Gefangenen zurück, und forderte eine Kontribution, die die Kosten der Expedition deckte.

Die Antwort des Don Franzisko war keineswegs befriedigend; er räumte nichts von dem, was man forderte, ein, und schloß mit der Betheurung, daß er auf seinem Posten zu sterben wüßte.

„Duguay-Trouin," sagt Taunay; „rüstete sich „sofort zu dem großen Streich; das Feuer der franzö„sischen Batterien hörte nicht mehr auf, und beschädigte „bedeutend die Verschanzungen der Benediktiner. Der „Sturm wurde auf den folgenden Tag festgesetzt; man „benutzte die Dunkelheit, um Schaluppen mit Solda„ten abzuschicken, die sich fünf portugiesischer Schiffe, „welche am Ufer aufgestellt waren, bemächtigen sollten; „ein plötzlich ausgebrochenes Ungewitter machte, daß „man sie bemerkte, und sie mußten ein Musketenfeuer „aushalten, das sie nicht entmuthigte. Als Duguay„Trouin das Feuer der Schiffe auf die Schaluppen „bemerkte, ließ er selbst einen Kanonenschuß thun, der „als Zeichen dienen sollte, daß alle Batterieen zu glei„cher Zeit gegen die Stadt schießen sollten."

„Dies plötzliche Feuer der Geschütze, das Geräusch „des Donners, noch fürchterlicher gemacht durch die

„zahlreichen Echos der Bai, die Helle der Feuerschlünde „und Blitze, erfüllten die Bewohner dieser Stadt, ge„gen welche Himmel, Erde und Hölle entfesselt schie„nen, mit Entsetzen; sie fingen an, in Unordnung in „das innere Land zu fliehen, indem sie von ihren „Schätzen mit sich nahmen, was sie konnten. Die Mi„litzen selbst, der Staatsmajor verließen die Wälle; „die Stadt war öde: jedoch entzogen die verdoppelten „Schläge des Donners und der Geschütze der Belage„rer dem Duguay-Trouin die Kenntniß dieser Verlas„sung der Stadt.“

Doch auch fliehend hatten die Portugiesen die Vorsichtsmaaßregeln nicht vernachlässigt, die das Eindringen der Feinde verzögern oder sogar verhindern konnten. Die Forts der Benediktiner waren völlig ruinirt, und sollten mit einem Theile des französischen Heeres in die Luft springen. Man kam den furchtbaren Wirkungen dieser höllischen List zuvor. Die Stadt befand sich völlig in der Gewalt Duguay-Trouin's, und wenn er die Plünderung nicht verhindern konnte, so strengte er doch wenigstens alle seine Kräfte an, um sie zu unterdrücken.

Nach einem kleinen Gefechte, das zwischen seinen Truppen und denen des Franzisko de Castro in der Nähe von Rio-Janeiro Statt hatte, beschloß dieser Statthalter, durch neue Drohungen eingeschüchtert, die Stadt wieder zu kaufen; allein seine Anerbietungen waren zu unbedeutend, um angenommen zu werden. Man marschirte von Neuem gegen das brasilische Lager, und das Lösegeld wurde auf 1,525,000 Franken festgesetzt, die in vierzehn Tagen bezahlt werden sollten. Mehr als hundert Kisten Zuckers und beträchtliche Vorräthe

4. sollten in der nämlichen Frist herbeigeschafft werden.
Okt. Die Kontribution wurde bezahlt, und man erlaubte alsdann den Handelsleuten die Waaren wieder zu kaufen, deren sich die Franzosen bemächtigt hatten. Man glaubt, daß die Kolonie dabei ungefähr sieben und zwanzig Millionen verlor; aber eine für jene Zeit so beträchtliche Summe schlug nicht gänzlich zum Vortheil der Expedition aus: nachdem Duguay-Trouin die Kü-
13. sten der neuen Welt verlassen hatte, wurde er von
Nov. einem schrecklichen Sturm überfallen, wodurch er eins seiner Hauptschiffe verlor. Dem sey aber wie ihm wolle, der Gewinn stieg für die Freubeuter auf 92 für $\frac{0}{0}$, und Duguay-Trouin bewies Portugal die Tapferkeit der Franzosen.

Nach diesem Ereignisse beschäftigte sich die Regierung ziemlich thätig, den Verlust zu ersetzen, den es angerichtet hatte; sie fand Entschädigung in der Fruchtbarkeit des Bodens, und in dem Anbau der Minen, der damals stark betrieben wurde. Da sich Brasilien bald gegen jeden fremden Einfall gesichert fand, und der Friede von Utrecht (1712 bis 1713) Portugal mit Frankreich wieder aussöhnte, so erhielt sein Handel neue Thätigkeit, und selbst seine Gränzen dehnten sich aus. Es wurde anerkannt, daß die beiden Ufer des Amazonenstroms ihm gehören sollten, und man verbot
1713 den französischen Kolonisten den Fluß Vincent-Pinson zu überschreiten, um da Sklaven zu machen; denn zu jener Zeit fürchtete man eben so wenig die Moral und Natur in der neuen Welt zu beleidigen, als in Afrika.

Während indessen die Küsten der Vortheile des Friedens genossen, wurde das Innere noch durch die Paulisten beunruhigt, die die Stadt Sabara gegrün-

det hatten. Man stellte die Ruhe wieder her, indem man ihnen ein Oberhaupt aus ihnen selbst gab. Der Mutterstaat folgte darin seinem wahren Interesse. Einmal beschwichtigt, gaben sich die Abenteurer von Neuem ihrem unternehmenden Geiste hin; allein sie wandten ihn auf Entdeckungen, und beschäftigten sich sogar mit einigen Niederlassungen, nachdem sie die Frucht ihrer Arbeiten genossen hatten. Gebäude wurden aufgeführt; Kirchen erhoben sich; man gründete Dörfer und selbst Städte. Mariana, im Mittelpunkte der reichen Minen erbaut, wurde bald zu einem Bisthum erhoben. Später erhob sich Guyaba nicht fern von 1715
den Ufern des Paraguay, und stellte bald das, zu jener Zeit sehr gewöhnliche, Schauspiel einer Stadt dar, wo sich der Luxus der Europäer mitten in den weiten Einöden der neuen Welt entfaltete.

Nach dem Berichte verschiedener Schriftsteller zeigt es sich, daß man nicht in jene Zeit die höchste Blüthe der Minen setzen muß: einige Jahre später wußte die Industrie daraus noch größeren Gewinn zu ziehen.

Brasilien, obgleich in einer ziemlich ruhigen Lage, 1730
empfing damals nicht vom Mutterstaate den glücklichen Impuls, den er ihm hätte geben können; man schickte ihm nur eine sehr kleine Anzahl von Manufaktur-Gegenständen als Austausch seines Goldes, *) und man verhinderte sogar, den Brasiliern eine Industrie zu bringen, womit man sie unbekannt lassen zu wollen schien: war dies eine Kombination der Regierung oder eine Folge ihrer Unbehülflichkeit? Man weiß es nicht;

*) Das Quint betrug damals 12,000,000; Raynal schlägt es indessen nur auf 9,000,000 an.

allein dies System führte herbei, was daraus entstehen mußte; die Kolonisten gewöhnten sich, mitten in ihren Reichthümern, die Künste und die Industrie zu verachten, an welchen sie früher einen ziemlich thätigen Geschmack bewiesen hatten. Fast keins der, ein wenig bedeutenden, Denkmale Brasiliens schreibt sich aus dem letzten Jahrhunderte her; die größten Vermögen wurden in dieser Zeit gesammelt.

Man kann über den außerordentlichen Reichthum der Minen urtheilen, nach dem was Ayrez de Cazal davon berichtet. Die erste Flottille, die aus dem Flekken Guyaba abging, eskortirte einen Schatz von mehr als 22,000 Livres Goldes;*) allein die Payagras griffen sie auf dem Paraguay an und bemächtigten sich dieses Schatzes, der indessen für die Europäer nicht völlig verloren war. Die Wilden gingen nach Assumtion, um beträchtliche Summen gegen Gegenstände des geringsten Werthes auszutauschen. Später gingen von
1731 Matto = Grosso 25,000,000 Livres Goldes ab, die auch in St. Paul ankamen. Alle diese Reichthümer wurden durch eine sehr unvollkommene Waschung des Sandes ausgebeutet. Da es in dieser unermeßlichen Kapitanerie noch Distrikte gibt, deren Saum man blos erkundet hat, so ist es sehr wahrscheinlich, daß man noch Goldsand entdecken wird, der so reichhaltig ist, als der erste; allein man wird nicht vergessen müssen, daß in dem Augenblicke, wo Jedermann seine Blicke nach den neuerlich entdeckten Schätzen richtete, Antonio d'Almeida sich

---

*) Von 1723 bis 1734 trug das Quint der Regierung 12,000,000 ein: zur Zeit Raynal's gab es nur 5,062,500. Man sieht, welche außerordentliche Ausbeute damals die Minen von Matto = Grosso lieferten.

damit beschäftigte, die Reichthümer der Vegetation zu benutzen, und daß er den Anbau des einheimischen Zukkerrohrs, das man an den Ufern des San-Laurenço fand, verbreitete.

Indessen führten diese Schätze, nach denen man damals so begierig war, fast gar kein Resultat herbei, am wenigsten für die Kolonie. Hier hat man, wie in Europa, gesehen, daß der Augenblick, wo man Gold fand, auch der war, wo man die edelsten Unternehmungen vernachlässigte: der Geist des Menschen umfaßt dann nur einen einzigen Gedanken.

Die Einöden des Innern hörten wohl auf, unbekannt zu seyn; allein es ist bewiesen, daß die Schätze, die man hier entdeckte, selbst Portugal nicht bereicherten; sie wurden die Beute Englands.

Einige Jahre lang ging nichts Merkwürdiges vor, bis die Besitznahme der Kolonieen von San-Sakra- 1749
mento alle Gemüther beschäftigte. Jedoch gehört das Einzelne dieses Kriegs vielleicht mehr der Geschichte von Paraguay, als der von Brasilien an; wir sagen blos, da ungeachtet des Widerstandes der Neophyten, verschiedene Reduktionen unter portugiesische Herrschaft vorfielen.

Einige Jahre später wurde der Sitz der brasilischen Regierung von San-Salvador nach Rio-Janeiro versetzt. Pombal beherrschte damals Portugal; er erwog, daß diese Stadt, näher bei Minas-Geraes, unendlich geeigneter wäre als Bahia, die Hauptstadt von ganz Brasilien zu werden. Indessen wäre vielleicht diese alte Stadt, wenn die Beschiffung des Belmonte zu jener Zeit bekannt gewesen wäre, ihrer Vortheile nicht beraubt worden wegen ihrer Lage im Mittelpunkte.

Pombal, der Brasilien eine neue Thätigkeit geben wollte, schickte seinen Bruder, um das Ruder der Geschäfte zu ergreifen. Dieser wendete einen Theil der Zeit seines Aufenthaltes dazu an, gegen die Macht der Jesuiten anzukämpfen: sie wurden endlich unter seiner Verwaltung verjagt.

Pombal entwarf einige gute Anordnungen für Brasilien, die er durch seinen Bruder ausführen ließ. Man hatte sich noch nicht genug mit den unglücklichen eingebornen Stämmen beschäftigt, *) die man immer als wahre Feinde ansah, ohne sich um das Recht des Angriffs zu bekümmern; als die berühmte Nation der Ouctakazes, eine so furchtbare Nebenbuhlerin der Europäer und aller amerikanischen Stämme, sich durch Wohlthaten gewinnen ließ: man hatte schreckliche Beweise gehabt, daß das Schwert sie nicht unterwerfen
1758 konnte.

Da die andern Nationen, die im Innern einen Zufluchtsort gesucht hatten, unaufhörlich weiter ins Land zurück getrieben worden waren, und alle Einöden von den Europäern in Besitz nehmen sahen, so beschlossen sie die Fremdlinge zu verjagen, die sich mit ihrem Lande nicht begnügten, sondern die auch ihre Freiheit rauben wollten. Die Botokoudo's, Abkömmlinge der Aymores, zeigten, daß sie Muth und Wildheit von
1767 ihren Voraltern geerbt hätten; sie verwüsteten Minas-Geraes unter der Statthalterschaft des Diego Lobo und Sylva. Man stellte ihnen die Ouctakazes entgegen, die besiegt wurden; allein die Erstern kämpften

*) Erst 1755 nach so zahlreichen Verordnungen zu ihren Gunsten, wurden die Eingebornen als völlig frei angesehen.

damals für ihre Unabhängigkeit; die Andern dienten einer Sache, wovor sie sicher errötheten.

Diese Kämpfe mit einigen Stämmen, und die Streifereien der Paulisten, die den Krieg bis in die spanischen Besitzungen trugen, machen verschiedene Jahre lang die Geschichte Brasiliens aus, ohne großes Interesse für Europa. Die Portugiesen bemächtigten sich des südlichen Rio-Grande; allein die Folge beweis't, daß diese Ländervergrößerung eine endlose Folge von Kriegen und Unfällen herbeiführte. Spanien vereinigt eine beträchtliche Kriegsmacht, nimmt die eroberte Kapitanerie wieder, und bemächtigt sich St. Katharina's. 1777
Nach Josephs Tode, unter der Regierung der Königin Maria, schließen die beiden Kronen einen Traktat, der die Gränzen ihrer Kolonieen definitiv bestimmt. 1778
Es ist darin festgesetzt, daß gegen Süden Brasilien unter 34° 30′ bei der Spitze Castillos endigen soll: gegen Norden erstreckt es sich bis jenseits des Amazonenstroms.

Obgleich die verschiedenen Ankömmlinge aus Spanien und Portugal keinen gar großen Einfluß auf die Provinz Minas-Geraes hatten, so ist es doch gewiß, daß man sich nach Beendigung des Kriegs mehr damit beschäftigte, Untersuchungen anzustellen, und Niederlassungen zu bilden. Der Distrikt Minas-Novas erlangte sodann Wichtigkeit.

Entdeckung der Diamantminen.

Unerachtet der fortwährenden Untersuchungen der Paulisten, verdankte man die Entdeckung dieser neuen Schätze, die den Distrikt, wo sie sich beisammen finden, so berühmt machen sollten, dennoch dem Zufalle. Die

Brasilier, die schon verschiedene gefahrvolle Reisen unternommen hatten, um sich kostbare Steine zu verschaffen, wußten lange nicht, daß sie reichhaltige Diamantminen besäßen. Erst im Jahre 1729 fand ein gewisser Fonseka Lobo die ersten Steine der Art, und brachte sie einem Uvidor der Provinz, der in Goa gewesen war: dieser erkannte ihren Werth. Nach Anderer Behauptungen brachte man einige derselben dem Statthalter von Villa = do = Principe, dem sie lange als Rechenpfennige dienten. Indessen gelangten einige derselben in die Hände des zu Lissabon residirenden holländischen Ministers, der sie nach Amsterdam schickte, und sich ihres Werthes versicherte. Alsbald wurde zwischen Holland und der portugiesischen Regierung, wegen aller im Distrikte Serro = do = Frio gefundener Edelsteine, ein Vertrag abgeschlossen. Die Besitzer Brasiliens erkannten erst, da es längst zu spät war, wie nachtheilig ihnen diese Uebereinkunft wurde.

Sie sahen verschiedene Jahre lang einen Theil ihrer Reichthümer in die Hände ihrer Nebenbuhler übergehen. Später, als sie an sie zurück fielen, hat-
1772 ten sie in Europa nicht mehr denselben Werth. *)

*) Man behauptet, daß seit Anfang der Entdeckung der Minen an tausend Unzen Diamanten über die Meere gingen. — Der Diamanten = Bezirk in der Kapitanschaft der Bergwerke Brasiliens mag etwa zwölf portugiesische Meilen Umfang haben (s. oben). Diese sehr hochliegende Gegend enthält fast nur unfruchtbares Erdreich, Sand und nackte Felsen, zwischen denen jedoch auch viele seltene und merkwürdige Pflanzen wachsen. Die Diamanten werden jetzt nur noch durch Auswaschen gewonnen. Im Muttergestein werden sie nicht mehr gefunden, sondern nur in Flußbetten, oder an den Ufern der Flüsse und Bäche. So häufig, wie vormals,

Der Diamanten-Bezirk ist unter dem Namen Serro-do-Frio bekannt; er ist sechzehen Meilen lang von Norden nach Süden, und acht Meilen breit von Osten nach Westen. Es scheint, die Natur habe ihn lange durch steile Berge, womit sie ihn umgab, vor den Augen der Menschen verbergen wollen. Die größten Vorsichtsmaaßregeln sind genommen, damit die Einwohner die rohen Diamanten, die sie in ihren unfruchtbaren Sandfeldern finden, nicht über diesen Umkreis hinaus tragen können. Wenn sie zufällig solche entdecken: so müssen sie sie dem Rathe zustellen, der ausschließlich mit Besorgung der Minen von Tejuko beauftragt ist. Man hat berechnet, daß, nach Abzug von allen Unkosten, jeder Diamant der Regierung 40 Franken 50 Centimes für den Karat, eintrage. Man kann leicht denken, daß man nicht den ganzen Ertrag der Minen von Tejuko in Umlauf setzt. Dies würde ein sicheres Mittel seyn, einen kostbaren Stein, der, wie die andern, nur einen willkührlichen Werth hat, beträchtlich fallen zu machen. Ohne Zweifel ist es dieselbe Politik, welche bis jetzt verhindert hat, daß man die Minen von Goyas und Mato-Grosso bearbeitete, welche das Gouvernement indessen gegen die Einfälle einiger Abenteurer vertheidigt.

Man muß nicht glauben, daß der Diamant, so wie man ihn findet, keiner großen Arbeit mehr bedürfe. Er ist fast immer mit einer eisenhaltigen Rinde um-

findet man sie schon lange nicht mehr; doch hat die Ausbeute in zehen Jahren, die dem Jahre 1818 voran gingen, noch im Durchschnitt 18,000 Karate betragen. Eben so erschöpft sind die Goldminen Brasiliens. Mehrere Bezirke, wo früher Gold in Menge gefunden wurde, sind nunmehr ganz verödet.

hüllt; und es erfordert große Gewandtheit, ihn mitten unter den Kieseln, unter welchen er sich befindet, zu entdecken. Bisweilen findet man ihn auf der Oberfläche der Erde; am häufigsten jedoch sieht man sich gezwungen, das Bett der Flüsse abzuleiten, um ihn sogar in kleiner Anzahl zu gewinnen. Bis jetzt ist der Jiquitihonha, der Fluß, der die größten Reichthümer der Art geliefert hat. Aus ihm zieht man ungeheure Massen jener Art von Kieseln, die in dem Lande Cascalhao heißen, und bringt sie dann zum Auswaschen, was so geschieht, daß jedes Mittel zu Betrug benommen ist.

Die kleinlichsten Vorsichtsmaaßregeln sind, wie schon gesagt, getroffen, damit die, von Privatleuten gefundenen Diamanten nicht außerhalb des Distrikts von Tejuko *) gehen können. Alle Ausgänge werden fleißig durch Posten bewacht, und die zuwiderhandelnd erfundenen Individuen können den strengsten Strafen unterworfen werden. Man schickte sie sonst auf die Küste von Angola, welche Strafe in den Augen mancher Personen so furchtbar, als die Todesstrafe war.

Süd-Amerika war in einer so ruhigen Lage, daß man die Entdeckung des berühmten Kron-Diamants von Portugal für ein sehr wichtiges Ereigniß ansah. In dem Flusse Abayté von drei, zur Verbannung verurtheilten Verbrechern gefunden, wurde er durch einen Geistlichen dem Gouverneur der Minen gebracht, und seine Größe schien so wunderbar, daß man an seiner Aechtheit zweifelte, bis wiederholte Versuche den ganzen Rath davon überzeugt hatten. Er wurde nach

*) Tejuko ist der Hauptort im Diamant-Distrikte, am Flusse Jigtonhonha, wo die große Grube Mandanga sich befindet.

Lissabon geschickt, wo er das lebhafteste Erstaunen verursachte. Die Verbrecher, die ihn dem Gouvernement zugestellt hatten, erhielten Gnade, und wurden wieder in bewohnte Gegenden aufgenommen. Man hat seitdem einen Untersuchungsposten an die Ufer des Abaytó geschickt; allein alle Versuche waren fruchtlos, und Diamante von sehr geringem Werthe haben kaum für die Kosten der Nachforschungen entschädigt.

Verschiedene Jahre lang blieb Brasilien in einer tiefen Ruhe, die der Unthätigkeit nahe kam. Ohne viel zuzunehmen, hatte der Ackerbau eine gewisse Stufe von Wohlstand erlangte, welche die, von Fremden herrührenden Vervollkommnungen auszuschließen schien. Was diese Fremden betrifft: so versagte man ihnen die Einfahrt in alle Häfen, als ob sie die Schätze des Innern hätten rauben sollen. Es war den meisten Europäern eben so schwierig geworden, in dies schöne Land einzudringen, als die Reiche des Orients zu besuchen; auch fehlt es oft an genügenden Berichten über den Zustand des interessantesten Theils von Süd-Amerika während der letzten Jahre des vergangenen Jahrhunderts. Man weiß indessen, daß die Untersuchungen fortgesetzt wurden, und daß man demzufolge die wilden Stämme vernichtete, die man nicht hatte unterjochen können. Endlich ist es gewiß, daß, ohne die rasch eintretende Veränderung, Brasilien lange in einem Zustande würde haben bleiben können, der mit der Civilisation Nord-Amerika's den schärfsten Kontrast gebildet hätte.

Ankunft des Regenten in Brasilien.

Wir werden hier nicht umständlich die Ereignisse erzählen, die den Regenten von Portugal nach Bra-

silien führten. Jedermann weiß, daß die Königin Maria in eine Geisteskrankheit gefallen war, was ihren Sohn genöthigt hatte, die Zügel der Regierung zu ergreifen. Bei dem Bruche des Traktats von Amiens, sicherte er sich, vermittelst einer beträchtlichen Summe, die Leichtigkeit, die Neutralität zwischen England und Frankreich zu bewahren. Bald war es ihm jedoch nicht mehr möglich, in dieser Lage zu bleiben. Napoleon wollte ihn nöthigen, den Engländern seine Thore zu verschließen, während die Engländer in ihrer Lage ihn des größten Theils seiner Kolonie-Einkünfte berauben, ja, sich sogar völlig seines Gebietes bemächtigen konnten.

Als die französische Armee zum zweiten Male in Portugal einzufallen begonnen hatte, blieb dem Regenten nur eine Parthei zu ergreifen übrig. Der Staatsrath überredete ihn, in Amerika gegen den Ehrgeiz beider Mächte einen Zufluchtsort zu suchen; und man versichert, daß der Graf von Barca an seinem Entschlusse den größten Theil hatte. Der Prinz segelte
29. mit seiner Familie nach Brasilien. In San-Salvador
Nv. ruhte er aus; und man bot hier Alles auf, um ihn
1807 zurück zu halten. Allein er blieb nicht lange hier, und verfolgte seine Reise bis nach Rio-Janeiro, wo man ihn mit lebhafter Ungeduld ersehnte, in der Hoffnung aller der Vortheile, die man von seinem dortigen Aufenthalte erwartete.

22. Nichts destoweniger begann gleich vom Anfang
Jan. eine Art von Eifersucht, zwischen den Europäern und
1818 den alten Einwohnern, sich zu erheben: Jene rühmten vergrößernd ihr Vaterland, und sehnten sich darnach zurück; diese fühlten bald, daß ihr Vaterland nicht Europa war; daß man bisweilen eine schmähende Ver-

gleichung zwischen den beiden Nationen machte, die nur eine einzige hätten bilden sollen. Wahr ist es, die Erstern brachten, indem sie der Gastfreundschaft genossen, gewisse Vortheile dahin, Resultate europäischer Industrie; die Andern aber boten ihnen, indem sie die Europäer in ihrem reichen Gebiete aufnahmen, eine Menge anderer Güter, welche ihre Voraltern, da sie auf diesen Küsten landeten, bei weitem nicht gefunden hatten. So hob sich Beides gegenseitig auf; was aber von beiden Seiten nicht bemerkt wurde, besonders in den untern Klassen der Gesellschaft. Die Brasilier gedachten, daß sie wenig Unterstützung vom Mutterstaate erhalten hatten, und daß sie seit langem die Quelle seiner Reichthümer besaßen. Sie beklagten sich, daß sie an ihrer eigenen Regierung zu wenig Antheil hätten, und bemerkten, daß andere Europäer jene Wissenschaften und jene Industrie, worüber die Portugiesen so stolz waren, zu ihnen bringen konnten: die Gemüther erbitterten sich; es konnte nicht anders seyn. Beide Partheien waren beständig bei einander zugegen; und alle ihre Handlungen wurden gegenseitig auf die verdrießlichste Weise gedeutet.

Indessen erhielt um diese Zeit der Handel einen neuen Impuls, und dieser wäre noch größer gewesen, wenn die Engländer nicht verbotener Weise die ungeheuern Benefizien hätten an sich kaufen wollen, die aus der allgemeinen Bewegung entspringen mußten. Sie benutzten mit bewundernswürdiger Gewandtheit 1808
ihre Lage, in Bezug auf die Kolonie; sie untersuchten nämlich aufmerksam, auf welcher Stufe der Kenntniß die Einwohner standen, ehe sie ihre Bedürfnisse befriedigten. Darnach arbeiteten dann ihre Manufakturen;

sie arbeiteten aber nur zu thätig: denn die Magazine Brasiliens wurden bald mit ihren Waaren angefüllt. Das erschreckte sie nicht, sie wußten, da es Zeit war, einzuhalten; und überdies erlaubte ihnen die geringe Qualität der Handelsartikel, so wie die unbedeutenden Zollrechte, immer sich von ihren Verlusten wieder zu erholen.

Einer der stärksten Beweise, daß Brasilien auf eine hohe Stufe der Wohlfahrt kommen muß, ist die wunderbare Veränderung, die plötzlich eintrat, von dem Augenblicke an, da die Verbindungen mit Europa häufig wurden.

Die Brasilier haben, so zu sagen, alle Vortheile vorher gesehen, die für sie aus den Künsten und Wissenschaften entspringen konnten. Dahin gerissen von einem hitzigen Geiste, haben sie entdeckt, was man keine Sorge getragen hatte, ihnen bekannt zu machen. Dies Gefühl, wenn es sich erhebt, ist aller Güter Quelle; und nirgends hat es sich schneller entwickelt. In dem Augenblicke, da ihre Häfen mit Europa's Wundern erfüllt waren, sah man die Einwohner der Städte eine glückliche Wahl treffen, und die nützlichen Gegenstände suchen, ohne die angenehmen zu vernachlässigen. Die Künste trafen mit plötzlichem Strahl Menschen, die fähig sind, sie zu fühlen; und besonders den Franzosen verdanken sie die erste Offenbarung dessen, was sie eines Tages seyn könnten. *) Doch muß

*) Die Brasilier erkannten dies vom Anfang an; doch kostete es den Franzosen Beharrlichkeit und große Opfer, bis sie sich die Achtung erwarben, deren sie jetzt genießen. Der französische Handel wurde damals von dem General-Konsul Maler geschützt, und dankte ihm viel.

man gestehen, daß das Land noch sehr schwach diese Veränderungen, die in den Städten vorgehen, theilt, und Alles dieses aus Mangel an leichten Kommunikationen. Aus einigen, von den verschiedenen Hauptstädten wenig entfernten Städten kann man auf den Zustand schließen, worin diese sich einst befanden. Es herrscht hier eine gewisse Thätigkeit ohne Industrie; man bemerkt einen plumpen und unnützen Luxus neben der Entbehrung der nothwendigsten Dinge. Indessen merkten doch einige Eigenthümer, daß sie alle, von dem europäischen Handel dargebotenen, Vortheile benutzen könnten, dadurch, daß sie die Hülfsquellen der Industrie vermehrten; sie vervielfältigten die Maschinen in ihren Etablissements. Daraus entsprang eine fühlbare Verbesserung in ihrem Vermögen; und man könnte sogar sagen, in dem Schicksale ihrer Sklaven. Was Anfangs nur ein glückliches Resultat des Privatinteresses war, wird den größten Einfluß auf das allgemeine Interesse haben. Eine bedeutende Masse der Bevölkerung wird zuwachsen, in dem Bewußtseyn, daß ihre Mühseligkeiten sich vermindern, und ihr Loos glücklicher werden kann. Der Ueberfluß an Produkten wird neue Straßen eröffnen, oder die Schiffahrt auf den Flüssen vervollkommnen.

Die durch den Ackerbau erzeugten Reichthümer werden um so mehr zur Verbesserung des Landes beitragen, als sie nicht, wie ehemals, aus demselben heraus gehen werden, um nach Europa hinüber zu fließen. Die reichen Kolonisten hofften sonst in den Mutterstaat zurück zu gehen, um hier dessen zu genießen, was sie durch ein arbeitsames Leben erworben hatten; allein oft wurden sie hier verkannt, und fast immer fühlten

sie spät Reue, die Gegenden, denen sie den süßen Namen Vaterland geben konnten, verlassen zu haben. Jetzt werden sie die Orte, wo sie geboren sind, verschönern; wenn sie Europa's Freuden suchen, so wird Europa sie ihnen senden.

Lange erfuhr Brasilien nichts, als diese fortschreitenden Veränderungen, die Resultate des Handels und der thätigen Verbindungen mit der alten Welt. Der Tod der Königin Maria machte nur schwache Sensation. Brasilien besaß einen König; allein die Ankunft Johanns VI. hatte für die Kolonie keine bedeutenden Folgen. Dasselbe Regierungssystem wurde angenommen; während mehreren Jahren sah man den Wechsel einiger Minister oder die Landung jener Gelehrten, die von den verschiedenen Punkten Europa's kamen, um die Naturreichthümer Brasiliens zu untersuchen, für bezugvolle Ereignisse an. Die Ankunft verschiedener französischer Künstler hatte zu Rio = Janeiro den größten Einfluß auf die Künste; jedoch keinen so raschen, als man hätte denken sollen. Indessen schätzte man am Ende dennoch das Talent Taunay's. Grandjean bewirkte eine glückliche Veränderung in der Architektur. Pradier beschäftigte sich, sie mit der Kupferstecherkunst bekannt zu machen, wovon man kaum einen Begriff hatte. Kurz, mit den Künsten ging eine langsame, doch günstige Revolution vor.

Brasilien wurde zum Range eines Königreichs erho-
1815 ben; und man fühlte die Nothwendigkeit, ihm einigen Glanz zu geben. Es mußte eine ganz andere Gestalt erhalten, als zur Zeit, da es nur eine Kolonie bildete; es besaß ein Gebiet, beträchtlich genug, um mit den angränzenden Mächten in Frieden zu bleiben. Indessen

dauerte ein Krieg, der, hinsichtlich der Menschenmassen, die man einander entgegen stellte, in der That wenig bedeutete, mit einer Art von Beharrlichkeit fort; zwei Nachbarmächte, sowohl in Europa als der neuen Welt, führten ihn. Die Spanier bestanden hartnäckig darauf, Olivença zu behaupten, und hatten sich in Montevideo festgesetzt; die Andern strebten, sich die Kolonie Santo-Sacramento zu erhalten. Verschiedene Jahre blieb der Krieg ohne Resultat; endlich nahmen die Brasilier die Stadt wieder, die ihre Naturgränzen scheint bilden zu sollen. Bald zogen andere Ereignisse die Gemüther auf sich.

Erste Revolution von Pernambuko.

Brasilien befand sich seit verschiedenen Jahren in einer außerordentlichen Ruhe; allein es war leicht voraus zu sehen, daß dies nicht von langer Dauer seyn würde. Der Mißbrauch der Privilegien, die blos einer gewissen Klasse von Einwohnern aufbehaltenen Gunstbezeigungen, und mehr noch die Unordnung in der Staatsverwaltung, mußten nothwendig Unruhen herbei führen; Einige glaubten, daß sie zuerst in der Kapitanerie St. Paul Statt haben würden, wo die Einwohner so häufige Beweise von dem Schwunge ihres unternehmenden Geistes gegeben hatten. Indessen blieb im Süden Alles ruhig, und die ersten Bewegungen von Aufstand zeigten sich in der Kapitanerie Pernam- 1816
buko. Ein junger Handelsmann, mit Namen Martins, stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen, und proklamirte die Unabhängigkeit der Kapitanerie. Es war aber leichter, eine erste Bewegung zu erregen, als sie zu dem Zwecke dienlich zu machen, den man sich

vorsetzte. Martins hatte sich einige Geistlichen und eine ziemlich große Anzahl der Einwohner beigesellt; und unter allen diesen war er vielleicht der Einzige, der einigen Charakter zeigte. Sein Zweck war augenscheinlich, aus der Kapitanerie Pernambuko einen abgesonderten Staat zu bilden. Er wollte sie von der Herrschaft des Mutterlandes befreien, und zur Republik machen. Als es aber nach dem Aufstande zur Ausführung dieses Planes kommen sollte, war es leicht einzusehen, wie unreif der Plan der Verschwornen gewesen war, und wie sehr die Meinungen aller derer getheilt waren, die zur Bildung des neuen Gouvernements mitwirken sollten. Europa bot ihnen eine Menge von Staatsverfassungen, die sie, eine nach der andern, annehmen wollten, ohne zu sehen, daß das, was sich für die alte Welt hätte schicken können, dem Zustande ihrer gesellschaftlichen Ordnung ganz und gar fremd war. Nur diese Unentschlossenheit richtete sie zu Grunde; und vor Allem mußte man eine Armee organisiren, und sie gedachten dies zu thun, als die der Gegenparthei gegen sie anzog. Nie ist die Lässigkeit weiter getrieben worden; nie sah man eine erstaunlichere Sorglosigkeit.

Während Martins dieser provisorischen Regierung, die er auf eine so rasche und unkluge Weise organisirt hatte, einige Thätigkeit zu geben suchte, traf man zu Rio-Janeiro und San-Salvador Vorkehrungen, um sich den Fortschritten des Aufstandes zu widersetzen. Der Graf dos Arcos, Gouverneur von Bahia, entfaltete nun eine Thätigkeit, die für Martins' Parthei verderblich wurde. Er organisirte nicht allein in der Provinz, der er vorstand, eine Armee, sondern er nöthigte in gewisser Beziehung den Hof von Rio-Ja-

neiro, die Maaßregeln, die er ergreifen sollte, zu beschleunigen. Eine Flotte segelte von der Hauptstadt ab, und legte zu San-Salvador an, um den Hafen von Pernambuko zu berennen. Zugleich hatte sich die Landarmee in Marsch gesetzt; neue Verstärkungen vereinigten sich mit ihr. Die Folge beweis't hinlänglich, daß sie unnöthig waren. Als beide Heere einander im 1817
Gesichte standen, begann das Feuer in einer so weiten Entfernung, daß es völlig ohne Wirkung war. Martins bemühte sich umsonst, die Seinigen zu beleben; er konnte ihnen nie so viel Energie einflößen, daß sie sich vertheidigten. Die Bewohner von Bahia rückten immer weiter vor, und tödteten einige Militzen, oder jagten vielmehr rasch Menschen in die Flucht, die nie einen Krieg mitgemacht hatten, und unter denen es, wie man sagt, viele Eingeborne gab, die blos mit ihren Bogen und Pfeilen bewaffnet waren. Martins, der mehrere Wunden erhalten hatte, wurde gefangen genommen. Einige von seinen Kollegen, da sie sahen, daß Pernambuko wieder in die Gewalt der Gegenparthei fiel, gaben sich den Tod. Der Hafen des Recif's wurde berennt: man bemächtigte sich alsbald der Hauptstadt der Provinz.*) Viele Einwohner hatten an dem Aufstande Antheil genommen, und man schickte sie, so wie Martins, nach San-Salvador, um nach der Strenge der Gesetze gerichtet zu werden. Der Chef der Insurrektion wurde verurtheilt, erschossen zu werden, so wie verschiedene

*) Anstatt gerade nach Bahia oder Rio zurück zu kehren, begab sich die Flotte nach Portugal. Man behauptet, die sey eine politische Maaßregel gewesen; allein viele Familen wurden dadurch lebhaft beunruhigt, denn man wußte lange nichts über das Schicksal der Armee, dies erst lange nachher zurück kam.

Geistlichen, die an seinen Entwürfen Theil genommen hatten. Unerachtet des Murrens der Geistlichkeit, unerachtet der Fürbitten verschiedener Personen von Einfluß, ließ der Gouverneur sie hinrichten; sie empfingen muthig den Tod.

Viele von den Einwohnern Pernambuko's blieben in den Gefängnissen, und ich weiß nicht, ob ihre Strafe nicht noch schrecklicher war als der Tod. Man muß die alte Einrichtung der brasilischen Kerker kennen, um sich einen Begriff davon zu machen: die Hitze des Klima's, so wie der Gebrauch, daß man die Gefangnen in einem eng verschlossenen Raum beisammen hält, machen daraus einen Aufenthalt, der fähig ist, die rohsten Herzen zu bewegen. Dazu kommt noch, daß das Gouvernement für die Erhaltung der Gefangnen keine Sorge trägt, und daß er ihre Ernährung der Barmherzigkeit der Einwohner überläßt: *) allein wird diese Barmherzigkeit nicht manchmal unzureichend: und verdoppeln sich dann nicht die Schlachtopfer nach dem Maaße, als die Anzahl der Unglücklichen wächst?

Nach der Revolution von Pernambuko nahm Alles wieder die gewohnte Ordnung an. Die traurige Lehre, die das Gouvernement eben erhalten hatte, war ohne Wirkung, denn es ließ sich nicht angelegen seyn, den Mißbräuchen abzuhelfen, die ihm bezeichnet worden waren. Die innere Verwaltung war völlig in Verfall gerathen. Man hatte alle Privilegien bewahrt, ohne sich

*) Aus der Stiftung, die den Namen Casa da Misericordia führt, erhalten sie täglich einen Antheil an Lebensmitteln.

sehr damit zu beschäftigen, sie zum Nutzen des Staats zu verwenden. Ohne der Sache wohl abhelfen zu können, sah der König ein, daß alle diese Unordnungen von der Unfähigkeit seines Ministers herkämen. Er berief daher den Grafen dos Arcos zu sich, von dessen Festigkeit man viel erwartete; allein dieser alte Vicekönig, der seit langen Jahren in Brasilien residirte, und mehr als jeder Andere im Stande war, es zu regieren, erhielt nicht alle Gewalt; er war gezwungen sie zu theilen. Es stand, wie man sagt, eine ziemlich starke Opposition am Hofe gegen ihn; er selbst mußte mehr Brasilier als Portugiese seyn; und alsbald konnte der Stand der Dinge eine ganz andere Gestalt erhalten.

Ihm folgte Graf von Palma in der Verwaltung der Kapitanerie Bahia; und dieser Gouverneur machte sich gleich im Anfange durch ausgezeichnete Eigenschaften, verbunden mit Talent, beliebt. Nichts destoweniger kam er in einem traurigen Moment; die Gemüther waren äußerst exaltirt, und es war fast nicht mehr möglich, sie in gerechten Schranken zu halten. Damals herrschte in allen Kapitanerien eine außerordentliche Freiheit; allein diese Freiheit erschreckte selbst diejenigen, die ihrer genossen, weil nichts sie ihnen verbürgen konnte, und sie von einem Fehler der Organisation herkam.

Um diese Zeit schloß man einen Bund mit einer der einflußreichsten europäischen Mächte. Eine österreichische Prinzessin heirathete den Infanten Don Pedro.

Der Krieg mit den spanischen Insurgenten dauerte 1818
fort, allein weit entfernt vortheilhafte Resultate darzu- bis
bieten, erschöpfte er vielmehr die Finanzen des Reichs 1821

durch die Opfer, die er verlangte. Wir werden uns über diesen Krieg weiter verbreiten, wenn wir von Buenos-Ayres und Paraguay sprechen werden.

Eine Zeit lang blieb die Gestalt der Dinge so, daß sie nur unsichre Vermuthungen zu fassen erlaubte. Es war einer jener Augenblicke der Ruhe, die immer großen Bewegungen voran gehen. Der erste Impuls sollte aus Europa kommen. Hätte Portugal zu handeln aufgeschoben, so würden andere Bewegungen in Amerika Statt gehabt haben. Die Revolution von Porto begann, die Kortes luden Johann VI. ein, nach Lissabon zurück zu kommen. Vor der Abreise dieses Monarchen wurde der Infant Don Pedro zum Regenten Brasiliens ernannt, und er befand sich bald in einer Lage, die zugleich die größte Klugheit und die schleunigste Entscheidung verlangte.
1821 Die Kortes hatten die Grundfesten einer Konstitution gelegt, allein ohne Zweifel, um den Geist der Brasilier in manchen Beziehungen nicht zu berühren, sollte sie nicht verbindlich für die Bewohner jenseits des Meeres werden. Man schien zu begreifen, daß die Gesetze, die einen Staat der alten Welt regieren könnten, sich mit der neuen nicht vertrügen. Dies war der Anfang der Zwietracht. Die portugiesischen Truppen, die in Amerika geblieben waren, wollten die Konstitution beschwören, noch ehe sie offiziel in Rio-Janeiro angekommen war. Der Regent beschloß, die Nation um Rath zu fragen, die er beherrschte; allein es erhob sich eine solche Verschiedenheit der Meinungen, daß die berathschlagende Versammlung sich trennte, ohne etwas zu beschließen.

Ganze Provinzen ergriff der Geist der Zwietracht, der unter den einflußreichsten Gliedern des Gouverne-

ments herrschte. San-Salvador trennte sich von Rio-Janeiro, um sich mit dem Mutterstaate zu vereinigen. Pernambuko schien nach seinen alten Grundsätzen handeln zu wollen. Die Unordnung hatte ihren Gipfel erreicht, und nichts schien ihr steuern zu können.

Der Regent fühlte die Nothwendigkeit, durch sein Privatleben alle Gemüther sich wieder zu gewinnen. Er machte große Veränderungen in der innern Verwaltung seines Hauses, das er einer strengen Oekonomie unterwarf. Heilsame Reformen im Staate folgten diesen besondern Reformen. Allein das Uebel hatte zu tiefe Wurzel geschlagen, um auf einmal gehoben werden zu können. Der Prinz war auf dem Punkte, von der Last niedergedrückt zu werden, die er sich aufgeladen hatte. Von einem Theile der Provinzen verlassen, nur mit großen Schwierigkeiten die Auflagen erhaltend, welche die Ausgaben des Staates bestritten, war er, wie man sagt, einen Augenblick entschlossen, nach Europa zurück zu kehren. Es war ihm noch nicht möglich, selbst zu handeln. Diese Kleinmüthigkeit war natürlich: die Lage der Dinge änderte sich bald. Der Hof war zu Lissabon angekommen. Der Geist des Adels übte alsbald seinen Einfluß aus; man wollte Brasilien beherrschen, dessen man Anfangs geschont hatte; die amerikanischen Abgeordneten wurden zu den Verhandlungen berufen, die auf die Konstitution Bezug hatten. Sie waren weit weniger zahlreich, als im Mutterstaate. Ihre zugebrachten Akte wollte man nicht annehmen; sie verwarfen die, welche man ihnen vorschlug.

Die Konstitution, so wie sie war, mißfiel den Brasiliern. Der Haß gegen eine Parthei, die ihrem Eigensinne Alles unterwerfen wollte, nahm schnell zu-

er nahm noch mehr zu, als entschieden worden war, daß Brasilien in provinzielle Gouvernements aufgelöset werden sollte, und daß jede Kapitanerie der Gerichtsbarkeit des Ministeriums des Mutterstaats unterworfen werden sollte. Die Raschheit, womit man diese Anordnungen getroffen hatte, verlangte eine eben so rasche Entscheidung. Der Prinz wurde von den Kortes zurück gerufen, man bot ihm die Krone Brasiliens an, und er nahm sie an. Eine neue Aere begann für diesen schönen Theil Süd-Amerika's, der von nun an
1822 ein unabhängiges Kaiserthum bildete.

Es ist jetzt nicht zu bezweifeln, daß in dem Falle, wo der Prinz ein, dem das er wirklich befolgte entgegengesetztes, System angenommen hätte, Brasilien sich eben so wohl vom Mutterstaate losgerissen hätte. Zu viele Umstände brachten es zu dieser entscheidenden That; zu großer Haß bewegte beide Partheien. Das Haus Braganza konnte die Krone sich noch bewahren, allein sie entsank dem Scepter Europa's.

Es herrscht ein Geist der Unabhängigkeit in diesem Theile Süd-Amerika's, der, da er nicht auf dieser Basis fixirt war, schon blutige Kämpfe herbei geführt hat, und noch herbei führen kann; allein fast Alles ist über den ersten Ursprung dieser Unabhängigkeit einig: dieser ist nemlich die Befreiung von der Gewalt, welche die alte Welt über die neue zu behaupten sich anstrengt.

Sobald die Trennung beider Reiche proklamirt worden war, herrschte unendlich mehr Einklang in den Operationen des Gouvernements; *) man beschäftigte

---

*) Der Prinz machte zu dieser Zeit in seinem Hause große Reformen, und zeigte außerordentliche Thätigkeit; da

sich mit den Verbesserungen, deren ganze Nothwendigkeit man fühlte, und die Marine, die völlig in Verfall gerathen war, begann sich zu erheben.

Das wichtige Ereigniß, was eben vorgefallen war, hatte Anfangs alle Gemüther sehr beschäftigt; bald aber erhielten sie eine neue Richtung; man fühlte die Nothwendigkeit, das Gouvernement auf soliden Grundfesten zu begründen. Der Kaiser gedachte eine gesetzgebende Versammlung zusammen zu berufen, wobei er den Titel „Konstitutionel" annahm. Man kann sich nicht verbergen, daß zu dieser Zeit eine traurige Verschiedenheit der Meinungen herrschte; Menschen, die Brasiliens Unabhängigkeit heiß gewünscht hatten, fürchteten, sie möchte ihnen entgehen; es fanden dabei Unruhen Statt, die aber ziemlich schnell gedämpft wurden.

Eins der größten Hindernisse, die den Operationen des Gouvernements im Wege stehen, ist die beträchtliche Entfernung zwischen den bedeutendsten Städten, und die Schwierigkeiten, welche die Küstenschiffahrt den Kommu-

---

sich das Gouvernement der Minen gegen das neuerdings angenommene System erklärt hatte, so reis'te er allein mit dem Kriegsminister ab, stellte sich an die Spitze der Freiwilligen, marschirte gegen die insurgirten Truppen, stellte die Ordnung in Villa-Rica wieder her, wo er die portugiesische Faktion vernichtete, und kam in vier Tagen nach Rio-Janeiro zurück, wo er sich unmittelbar ins Schauspiel begab.

(Aus einem Privatbriefe.) —

Ebendaselbst heißt es, daß er sich viel mit der militärischen Taktik beschäftigte; und da er von der stärksten Leibesbeschaffenheit sey und sich frühzeitig an Brasiliens Klima gewöhnt habe, so ertrage er leicht Beschwerden aller Art.

nikationen entgegen stellt. Jede Kapitanerie-Hauptstadt sieht auf ihrer Seite die Vortheile der Lage, und möchte gern die höchste Gewalt in ihrem Schoose sehen. Daraus entsteht eine traurige Eifersucht, welche die Vernunft beenden muß.

In diesem schönen, noch so wenig bevölkerten, Lande muß mehr als sonst überall die Einigkeit Mutter der Stärke werden. Nach der Proklamation der Unabhängigkeit, vereinigte sich Bahia nicht mit Rio-Janeiro. Der General Madeira wollte den Portugiesen diese Stadt erhalten, deren Besitz seinen Anmaßungen ein so weites Feld eröffnete. Der Kaiser schickte eine Eskadre, die San-Salvador belagern sollte. Auf gleiche Weise marschirte man gegen den Maranham. In diesem Lande mußten dergleichen Operationen sehr langwierig werden; Thätigkeit kürzte sie ab. Der Gang der Regierung wurde davon nicht aufgehalten.

3. Mai Das Jahresgedächtniß des Tages, wo Cabral die Küsten Brasiliens entdeckt hatte, nahte; man wollte es noch durch Eröffnung der General-Versammlung verherrlichen. Bei dieser Gelegenheit hielt der Kaiser eine Rede, worin er die konstitutionelsten Grundsätze zeigte, und woraus er alle Ideen, die zu Anarchie zurück führen könnten, zu entfernen bemüht war.

Indessen wurde die Blokade von Bahia, unter dem Befehle des Obersten Joachim da Sylva Lima, mit Thätigkeit verfolgt, während Lord Cochrane die Streitkräfte zur See leitete. Man muß die Umgebungen von Bahia und die schwachen Hilfsquellen, die sie von der Landseite darbieten, kennen, um sich einen Begriff von der bedauernswerthen Lage zu machen, in welcher sich die Einwohner befanden, die bald an den noth-

wendigsten Lebensbedürfnissen Mangel hatten. Der General Madeira bemerkte bald, daß aller Widerstand unnütz seyn würde; demzufolge traf er die nöthigen Vorkehrungen, um der Flotte des Lord Cochrane zu entgehen; allein ehe er abzog, ließen seine Truppen ein grausames Andenken ihres Daseyns zurück. Die Stadt wurde völlig verwüstet, und man achtete selbst nicht einmal die goldenen und silbernen Verzierungen, die die Kirchen schmückten. Die Reichthümer der Art waren zu beträchtlich, als daß ihr Verlust der Stadt nicht einen bedeutenden Schaden verursacht hätte. Wie dem nun sey, der General Madeira vollbrachte seine letzten Anordnungen mit so viel Geschicklichkeit, daß nichts mißlang. Seine Flotte, mit der Beute von San-Salvador beladen, entging größtentheils den Verfolgungen des Lord Cochrane, der sich nur einiger weniger Schiffe bemächtigen konnte. Dies war der Abschied der Vertheidiger Bahia's: sie beraubten diejenigen, die sie nicht unterwerfen konnten.

Nach dieser Expedition schickte Bahia Abgeordnete zur gesetzgebenden Versammlung Brasiliens; so wurde eine neue Vereinigung zu Stande gebracht.

Indessen waren die Unruhen, die Rio-Janeiro bewegten, noch nicht gedämpft, noch zu mächtig herrschte der Geist der Zwietracht. Ein Theil der Truppen schien gegen den Kaiser ihre Kräfte, die von Tag zu Tag wuchsen, wenden zu wollen. Die Abgeordneten wollten die kaiserliche Gewalt verringern. Don Pedro suchte die, welche ihm anheim gefallen war, ungeschmälert zu bewahren. Es wäre weiser gewesen, damals sogleich das System anzunehmen, das seit dem Alles beruhigt hat. Allein Maaßregeln von furchtbarer

11. Nov. 1823 Strenge wurden gegen die Versammlung ergriffen; sie wurden durch die bewaffnete Macht aufgelös't, und man glaubte, Artillerie herbei führen zu müssen, um eine gesetzgebende Kammer umzustürzen.

Während dem diese wichtigen Ereignisse in Rio-Janeiro vorgingen, triumphirten die Waffen Don Pe-
27. Aug. dro's im Norden. Lord Cochrane bemächtigte sich der Hauptstadt Para's und San Luis' do Maranhao.

17. Nov. 1823 Einige Zeit nach dieser Unterwerfung zweier wichtiger Provinzen, wurde eine neue Versammlung berufen, um eine Konstitution zu empfangen, die man Anfangs ihrer Entscheidung unterwarf, die aber von der Bevölkerung der verschiedenen Provinzen angenommen werden mußte. In den verschiedenen Hauptstädten wurden Register eröffnet: zu Rio-Janeiro waren die Stimmen günstig; der Kaiser wollte mit Proklamation der Charte warten, bis alle Provinzen sich zu seinen Gunsten erklärt hätten. Diese weise Maaßregel mußte alle Gemüther umstimmen und alle Provinzen vereini-
25. Mz. 1824 gen. Bald waren die Stimmen der meisten Kapitanerien gesammelt und der Kaiser beschwor die Konstitution

Ganz kann dieselbe hier nicht mitgetheilt werden, sondern wir geben blos die Grundzüge daraus. *)

---

*) Ich verweise hierbei auf die Schrift: „Brasilien, wie es ist. Ein Leitfaden etc. nach den neuesten Werken, bearbeitet von Dr. Christ. Ludw. Hahn. 2te Aufl. Frankfurt am Main, bei W. L. Wesché. 1826. gr. 8." wo von Seite 128 bis 174 der Konstitutions-Entwurf des brasilischen Kaiserreichs vollständig mitgetheilt ist. Sonst findet man darin noch interessante Notizen über Brasiliens gegenwärtigen Zustand.

Brasilien bildet ein freies und unabhängiges Kaiserthum (Tit. I., Art. 1); die Regierung ist monarchisch, erblich, konstitutionel und repräsentativ (I., Art. 3). Der regierende Regentenstamm ist der des Don Pedro I. gegenwärtigen Kaisers und immerwährenden Vertheidigers Brasiliens (I., Art. 4). Die röm. kathol. Religion bleibt fortwährend die Religion des Reichs; allen andern Religionen aber soll ihr häuslicher Gottesdienst und besonders in eigens dazu bestimmten Häusern, ohne alle Kirchauszeichnung verstattet seyn (I., 5). Die Repräsentanten der brasilischen Nation sind der Kaiser und die Generalversammlung (Tit. III., Art. 11). Die Generalversammlung besteht aus zwei Kammern, aus der Kammer der Deputirten und aus der Kammer der Senatoren oder dem Senate (Tit. IV, Art. 14). Die gesetzgebende Gewalt ist unter Sanction des Kaisers der Generalversammlung übertragen (IV., 13). Die Kammer der Deputirten ist erwählbar und temporär (Kap. II., Art. 35); der Senat besteht aus Mitgliedern, die es lebenslänglich bleiben, und wird durch Provinzial-Wahl organisirt (Kap. III., Art. 40). Die Kammer der Deputirten setzt jährlich die Staatsausgaben fest, vertheilt die direkte Steuer und bestimmt nach Vernehmung der Regierung die ordentliche und außerordentliche Land- und Seemacht (Tit. IV., Kap. I. 10 und 11); wenn die regierende Dynastie erloschen ist, erwählt sie eine neue (ebendas. 7). Die ausschließliche Befugniß des Senats ist: über die individuellen Vergehungen der Mitglieder der kaiserl. Familie, der Staatsminister, der Staatsräthe und der Senatoren zu erkennen, so wie über die Vergehungen der Deputirten (Tit. IV., Kap. III. Art. 47, 1). Der Kaiser ist Oberhaupt der Vollziehungsgewalt und

übt sie durch die Staatsminister aus: Er beruft die Generalversammlungen zusammen, und kann Krieg erklären und Frieden schließen, worüber jedoch der Generalversammlung Mittheilungen gemacht werden, wenn das Interesse und die Sicherheit des Staats damit vereinbar sind (Tit. V., Kap. II. Art. 102, 1 und 9). Die Staatsminister sind verantwortlich: 1) wegen Verraths; 2) wegen Entwendung der Staatsgelder, Bestechung und Erpressung; 3) wegen Mißbrauchs der Gewalt; 4) wegen vernachlässigter Beobachtung der Gesetze; 5) wegen Vergehungen gegen die Freiheit, die Sicherheit und das Eigenthum der Bürger; 6) wegen jeder Verschwendung der Staatsgüter (Tit. V., Kap. VI. Art. 133.) ꝛc.

Brasiliens Unabhängigkeit; Handel, Ackerbau.

Brasilien hat seine Unabhängigkeit erklärt; es wird dieselbe aufrecht erhalten. Es ist kein Zweifel, daß man sie jetzt noch nicht als gesichert betrachten darf: die Energie der Nation, der feste Wille des Kaisers, der seinen Einrichtungen Achtung zu verschaffen schwur; Alles muß die Gewißheit geben, daß dies schöne Land in Zukunft einen, von Europa getrennten Staat bilden wird. Brasilien konnte die Kräfte zweier mächtiger Nationen fürchten, Frankreichs und Englands; aber die Interessen dieser Nationen selbst geben ihm eine sichere Bürgschaft für ihre Neutralität. Portugal ist zu schwach, um Brasilien wieder zu unterwerfen; und sollte Rußland oder Deutschland Kämpfer nach Brasiliens Küsten senden? Wenn ihre Legionen nicht durch die Einwohner aufgerieben würden, würden sie es durch

das Klima werden. Mangel an Straßen, schlechter Anbau, Fieber u. dergl. sind die Geiseln, welche die Europäer dahin mähen, ohne den Pflanzern zu schaden, denen dies vielmehr gerade zu Statten kommt. Ihnen ist das Klima günstig, das uns zuwider ist; ihnen gibt der Boden Lebensmittel, die sie lieben, und die uns anekeln. Auch der europäischen Taktik sind sie nicht unkundig; schnell erkennen sie alle Hülfsquellen derselben, und machen ihre Partheigänger=Kriege furchtbarer. Fehlt es ihnen an Flotten: so sinken ihre unermeßlichen Wälder, und Tausende von Masten erheben sich in ihren Häfen; endlich begünstigt sie das, was das Resultat langer Anstrengungen und einer glühenden Vaterlandsliebe ist: sie sind immer Sieger. Die Zeit des Fernandes Vieira wird man nicht vergessen.

Vom Landbau muß man Brasiliens Glück erwarten, weil er es ist, der den Handel nährt. Die großen Güterbesitzer, die man die Herren von Engenhos nannte, und ihre Pächter, oder vielmehr Letztere allein, machten bisher die Landbau treibende Klasse aus. Welche Verbesserungen ließen sich nun erwarten, wenn man Letztere der Habsucht ihrer Gutsherren entzöge, und sie so in den Stand setzte, die Früchte ihrer Arbeit selbst zu genießen!

Was dem Glücke Brasiliens sehr geschadet hat, sind die, gewissen Gesellschaften ausschließlich zugestandenen Privilegien. Das Salz z. B. war der Gegenstand eines Monopols, der nothwendig Einfluß auf den Handel haben mußte, weil das Salz für die Ausfuhr des Leders aus dem Innern von Tag zu Tag nothwendiger wird. Jetzt, sagt man, soll Salz, nebst vielen andern, zum Lebensunterhalte nothwendigen Din=

gen, ohne drückende Abgaben, eingeführt werden können. Viele Individuen werden aus dieser Maaßregel beträchtliche Vortheile ziehen; allein unglücklicher Weise ist zu fürchten, daß sie nicht völlig mit den Bedürfnissen des Staates im Einklange steht, die in einem kritischen Augenblicke nothwendig wachsen müssen.

Die Erzeugnisse des Ackerbaues, die ein Handelszweig geworden sind, sind seit einigen Jahren ziemlich beträchtlich, und können sich in zwanzig Jahren leicht verdoppeln, wenn man erwägt, mit welcher Thätigkeit die Regierung die Mißbräuche beseitigt, und wenn die Uneinigkeit gewisser Provinzen aufhört.

Nach den besten Angaben, die uns vor Kurzem durch Brasilier zugekommen sind, führt man jetzt ungefähr 100,000 Kisten Zucker, jede zu 15 Ctnr., 150,000 Ballen Baumwolle von anderthalb Centner, 12 bis 13 Millionen Pfund Kaffee, und eine beträchtliche Menge Kakao nach Europa aus. Der Ertrag der Zucker- und Baumwollen-Ernte ist seit 8 oder 10 Jahren nicht viel beträchtlicher geworden; aber die Kultur des Kaffee's ist sehr gestiegen, und ihm verdankt man besonders den erhöhten Ertrag der Ausfuhr, der auf 150 Millionen steigen kann, während er zur Zeit Barrow's nur 120 bis 130 betrug.

Brasilien hat bei seinen Minen und Wäldern noch viele unbekannte Reichthümer und unendliche Hülfsquellen. So darf wohl auch der fünfte Theil des Goldes, der 5 Millionen bringt, in Zukunft wohl steigen, besonders da man nun auch Goldsand in den Kapitanerien Goyas und Matto-Grasso entdeckt hat; und da auf gleiche Weise im Süden vier reichhaltige Minen entdeckt seyn sollen.

Wenden wir uns nun nach Süden, so sehen wir, daß die Provinz Rio-Grande (San-Pedro) eine unermeßliche Menge Leder, sowohl zum innern Bedarf als zur Ausfuhr, lieferte. Außerdem zieht man daher das meiste getrocknete und gesalzene Fleisch, das unter dem Namen der carnas do sertaon bekannt ist, und wovon sich ein beträchtlicher Theil der schwarzen Bevölkerung nährt. Der Boden von Uraguay und Paranna ist geignet zum Getreide- und Reißbau, und zur Anpflanzung der europäischen Fruchtbäume.

Die Provinz San-Paulo, so berühmt durch ihre muthigen Einwohner, sieht Korn, Weizen, Mais, neben dem Maniok und der Patate gedeihen, während der Weinstock in diesem glücklichen Himmelsstriche vortheilhaftere Resultate, als in andern Kapitanerien zu geben beginnt. Auch führt man aus dieser Provinz baumwollene Gewebe aus, die zwar grob sind, deren Fabrikation aber leicht vervollkommnet werden kann.

San-Katharina, näher am Wendekreis, sieht seine Kolonial-Eßwaaren mehr gedeihen; der Reiß und Kaffee sind hier von besonderer Qualität, und nach Herrn Langsdorf, der dies schöne Land so gut kennte, könnten der Indigo, der Pfeffer, die Vanille, der Copahu-Balsam und verschiedene andere Artikel hier ohne Mühe fortkommen. *) Zum Glück für die Hauptstadt bieten hier die Wälder die schönsten Holzarten dar.

Rio-Janeiro ist, außer der Wichtigkeit, die ihm sein fruchtbarer Boden und seine bewundernswürdige

---

*) Seit Kurzem erst verfertigt man hier auch Käse; und schon ist dies zu einem bedeutenden Handelszweige geworden. (M. s. seine Reise nach der Insel St. Katharina.)

Lage geben, schon ein Centralpunkt, von wo man all Lichtstrahlen für Industrie ausgehen sieht, die das übrige Brasilien erhellen. Dies Gebiet ist überdi zum Kaffeeanbau geeignet, der hier außerordentlich schnell zugenommen hat. Die Gewürzbäume, die im botanischen Garten, unweit der Hauptstadt, gedeihen; jene Theepflanzung, die man mit so glücklichem Erfolge eben daselbst angelegt hat, zeigen an, daß dieser Boden die nützlichsten Produkte zur Ausfuhr hervor bringen kann.

Ehe wir unsern Lauf längs der Küste fortsetzen, untersuchen wir die drei Provinzen des innern Minas-Geraes, wo man Gold, Diamanten und Edelsteine findet, und die meisten Produkte der südlichen Provinzen Spaniens und Portugals fortkommen sieht. Mais und Weizen ernähren hier die meisten Einwohner. Hier befinden sich auch die Minen von Monte-Rorigo, die eine so beträchtliche Menge Salpeter liefern können.

In Bezug auf Matto-Grasso und Goyas will ich nur die bevölkerten Gegenden dieser unermeßlichen Provinzen bezeichnen, wo das Gold sich sonst in so großer Menge zeigte. Heut zu Tage bieten ihre Wälder kostbare Materialien und ihre Ebenen fette Weiden dar. Die erstere dieser Kapitanerien sieht die meisten Bäume und nützlichen Pflanzen gedeihen, woraus Peru so viele Vortheile zieht.

Wendet man sich nach der Ostküste zurück, so durchläuft man die schönsten Wälder fast der ganzen Erde; alle Hölzer zum Kunst- und Baugebrauch finden sich im Ueberfluß in den Provinzen Espirito-Santo und Porto-Seguro. Hier findet man sogar den Ibirapitanga (Brasilienholz), der in Pernambuko zu man-

geln beginnt, und dessen herrliche Farbe den europäischen Manufakturen so nothwendig geworden ist.

Ilheos und die es begränzenden Gegenden lieferten im Ueberfluß jenes kostbare Mehl, das man aus dem Maniok zieht. Hier sieht man auch den Kakaobaum wachsen, obgleich seine Kultur nicht verbreitet ist. Bahia ist besonders geeignet zum Anbau des Zuckerrohrs; und täglich werden neue Maschinen errichtet, um seine Verarbeitung zu erleichtern. Auch der Tabak gedeiht in dieser Kapitanerie, und seine Ernte bietet oft beträchtlichen Gewinn dar, der sicher durch einige Vervollkommnungen in seinem Anbau noch vermehrt würde. Der Maniok, diese kostbare Pflanze, die in diesen Gegenden den europäischen Weizen und den asiatischen Reiß ersetzt; der Maniok verschafft den Bewohnern der Provinz hinreichenden Unterhalt, und wird später einen Ausfuhrzweig bilden können. Wie zu Rio-Janeiro findet man zu San-Salvador eine Anzahl Arbeiter, die selbst den Europäer überraschen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Aufmunterungen, geschickt vertheilt, verschiedenen Manufakturen Entstehung geben werden.

Pernambuko, so wie die angränzenden Provinzen, ernten die schönste Baumwolle Süd-Amerika's. Hier könnten Spinnereien errichtet werden, um so mehr, da die arbeitende Klasse viele freie Individuen zählt, die alle Vortheile der Vervollkommnung der Industrie fühlen. Das Brasilienholz gedeiht in diesen Gegenden mehr als fast überall. Allein obgleich seine Ausfuhr für Europa immer unentbehrlich ist, so weiß man doch der Natur nicht genug zu Hülfe zu kommen, und es ist zu fürchten, daß der Handel bald nur eine schwache

Hülfsquelle in dem finden wird, das die Provinz sonst bereicherte. Ohne für alle Ursachen der schnellen Verminderung eines so kostbaren Erwerbzweigs eine Erklärung zu suchen, kann man als eine der ersten das Privilegium ansehen, dessen Gegenstand er war, und in Folge dessen den geringen Eifer für Fortpflanzung des Ibirapitanga. Die Brasilier zählen zu sehr auf die Fruchtbarkeit des Bodens, um die nützlichen Bäume zu vervielfältigen. Sie überreden sich oft, daß die Kunst der Natur nicht zu Hülfe kommen könne. Sie kennen die Vortheile nicht, die aus geschickt angelegten Baumschulen entspringen können, weli diese Vorsicht eine der größten Wohlthaten des vervollkommneten Landbau's ist.

Siara, Parahyba, Piauhy sind weniger fruchtbar als die Kapitanerien, von denen wir so eben sprachen; allein zahlreiche Heerden bilden hier noch einen gewinnreichen Handelszweig, den die Industrie vermehren könnte.

Die vegetabilischen Reichthümer, welche Maranhao und Para einschließen, sind nicht zu berechnen, und müssen eines Tages eine zahlreiche Bevölkerung hierher ziehen. Die Baumwolle kommt hier zu einer außerordentlichen Vollkommenheit. Der Kakaobaum bedeckt die Ufer verschiedener Flüsse. Gewürzbäume, die dem Klima zusagen, wachsen von selbst in den Wäldern. Kunsthölzer, unter welchen man jenes berühmte citronfarbene Holz auszeichnet, das der Luxus zu den prachtvollsten Geräthen verwendet; eine Menge anderer Vegetabilien, deren Nützlichkeit man nur vermuthen kann, werden dazu beitragen, diese Kapitane-

rien zu den blühendsten zu machen, wann die Bevölkerung mit ihren natürlichen Hülfsquellen im Verhältniß stehen wird.

Ich habe nun summarisch einige jener kostbaren Produkte angegeben, die in größerer oder kleinerer Quantität unter die Ausfuhrartikel zu rechnen sind, von jenen nützlichen Vegetabilien aber habe ich noch nicht gesprochen, die, in jeder Kapitanerie wachsend, von örtlichem Nutzen sind, und in den Gegenden, wo sie angebaut werden, den Ueberfluß sichern. Ich will nur ein einziges anführen, wegen der erstaunenswürdigen Resultate, die es gibt, und um den unermeßlichen Vortheil zu beweisen, den Amerika eines Tages über die fruchtbarsten Theile Europa's haben muß. Der Pisangbaum, den man fast auf der ganzen Ausdehnung der Küsten gedeihen sieht, und dessen schmackhafte Frucht selbst für die Nahrung der Landleute von so außerordentlichem Nutzen ist, der Pisangbaum kann wahrhaft überraschende Resultate darbieten, wann er noch mehr angepflanzt werden wird, und Alex. von Humboldt hat versichert, daß ein Morgen Landes, wo dies stolze Vegetabil wuchs, fast zwanzig Mal mehr Lebensnahrung darbot, als derselbe Raum, mit Getreide besäet.

Wollte ich diese außerordentlichen Thatsachen, die unsre Einbildungskraft in Erstaunen setzen, die aber von den berühmtesten Reisenden bezeugt werden, noch vermehren, so möchte ich daran erinnern, daß vier Quadratmeilen Landes jedes Jahr so viel Zucker bringen können, als zum jährlichen Verbrauch von ganz Frankreich hinreichend ist.

Man begreift, was für den innern Verbrauch aus diesem erstaunlichen Ueberflusse entspringt. Es gibt gewisse Orte in Brasilien, wo der rohe Zucker, der unter dem Namen Rapadura bekannt ist, einen beträchtlichen Theil der gewöhnlichen Nahrung ausmacht. Der Zuckerbranntwein, den man gleichfalls aus dem Zuckerrohr gewinnt, ist in diesen Gegenden unentbehrlich, und wird, indem er die Mittel der Destillation vervollkommnet, noch häufiger gebrannt werden. Wirklich gibt es vielleicht kein Land, wo die Natur so viele Mittel zur Erhaltung, wie in Brasilien, zusammengehäuft hat. Wie in allen heißen Klimaten sind die Einwohner außerordentlich nüchtern. Die Klasse des Volks begnügt sich mit trocknem Fleisch, mit Maniokmehl, mit Bananen, und mit jenen Früchten, die der Boden in so großer Menge hervor bringt. Sie findet daher ihre Nahrung mit wenig Kosten gesichert; allein wenn auch ihre Bedürfnisse sich sehr vermehren würden, so muß man denken, daß die Bevölkerung gleichfalls rasch zunehmen muß, wegen der unzählbaren Produkte, die die Natur allenthalben verbreitet hat, und die bestimmt sind, den ersten Bedürfnissen des Menschen abzuhelfen, wie dem Ueberflusse des Luxus.

Man darf nicht aufhören zu wiederholen, daß vom Landbau die Regierung ihre Wohlfahrt erwarten muß; und in dieser Beziehung bleibt derselben noch fast Alles zu thun übrig, weil sich seit vielen Jahren keine fühlbare Verbesserung, außer in den Kaffeepflanzungen, zeigte. Ein Mann von wahrem Verdienste, der die politische Oekonomie seines Landes vollkommen kannte, versicherte, daß seit Langem die Kultur des Zuckerrohrs keine bemerkbaren Fortschritte gemacht habe, und daß, wenn

sie in gewissen Kapitanerieen begünstigt worden wäre, man sie in andern vernachlässigt habe. Die Brasilier brauchen in dieser Hinsicht nur aufgemuntert zu werden; ihr natürlicher Scharfblick läßt sie die Fehler der innern Pflege leicht bemerken. Nicht von Europa, von ihrer eigenen Energie müssen sie Verbesserungen in Gegenständen der Art erwarten. Europa wird ihnen immer die Mittel an die Hand geben, sich in den Künsten und Wissenschaften zu vervollkommnen; allein es kann sie nicht lehren den fruchtbaren Boden auszubeuten, dessen bevölkerte Theile nur allzuoft ungebaut sind. Man leite sie an, in den angemessenen Provinzen alle jene nützlichen Vegetabilien anzupflanzen, die in dem botanischen Garten der Hauptstadt gedeihen, und bis jetzt in dieser herrlichen Anstalt nur niedergelegt schienen, um einer eiteln Neugierde zum Gegenstande zu dienen. Man verpflanze in die nördlichen Provinzen den Zimmetbaum, den Gewürznelkenbaum, den Muskatnußbaum; in die südlichen den Thee und die Vegetabilien, die eine weniger starke Hitze verlangen, und Süd-Amerika wird bald für Europa Indien und China ersetzen. Man muß sich nicht verhehlen, daß in den ersten Zeiten die Erzeugnisse aller dieser Pflanzen wahrscheinlich von geringerer Qualität seyn werden, allein eine sorgfältige Kultur wird sie vervollkommnen.

Man wird vielleicht einwerfen, daß es noch vorzuziehen seyn möchte, die einheimischen Vegetabilien anzubauen, aus denen man vortheilhafte Erzeugnisse für den Handel ziehen kann. Ich bin weit entfernt, das Hintansetzen derselben zu unterstützen, und weiß, daß die Indigopflanze in gewissen Kapitanerieen wild wächs't, und daß man sich kaum damit abgibt, den In-

digo daraus zu ziehen. Auch ist mir nicht unbekannt, daß die Kochenille recht gut fort kommt, und daß man sie sonst zu Rio = Janeiro benutzte, daß man aber seitdem das völlig vernachlässigt hat, was so vortheilhafte Resultate herbei führen konnte, und daß blos einige Pflanzer diesen Fehler der alten Regierung gut zu machen gesucht haben. Ich wollte, man ließe die Wälder durchreisen, und befragte die Landeskundigen und selbst die Fremden; so würde man tausend unbekannte Hülfsquellen finden, und der Handel würde sich mit dem bereichern, was die Unwissenheit verschmäht.

So wie der Handel im Innern einen neuen Schwung erhalten wird, wenn man gewisse Nationalprivilegien aufheben wird, eben so muß der äußere Handel eine fühlbare Verbesserung erfahren, wenn man alle Nationen gleich begünstigen wird. Im jetzigen Augenblicke kann man nur durch diesen äußern Handel die brasilische Regierung mit Erfolg sich schnelle Hülfsquellen zu verschaffen suchen; allein, ich wiederhole es, die Rechte müssen nothwendig gleich vertheilt seyn.

Daraus sieht man, daß Brasilien in seinem Innern Alles besitzt, um ein Reich blühend zu machen. Wenn die kleinen Gutsbesitzer sich mehr begünstigt sehen, wenn die Privilegien aufgehoben sind, die den Handel beschränken, wenn man sich endlich gewöhnt, die Vervollkommnung des Landbau's als vor Allem wichtig zu betrachten, so wird der Geist der Industrie bei den Brasiliern rasche Fortschritte machen, und ihr Reich wird sich zu einer Stufe der Wohlfahrt erheben, die das übrige Süd = Amerika in Erstaunen setzen wird.

Wilde Stämme, die noch jetzt in Brasilien bestehen. Blick auf das Schicksal der Schwarzen.

Ein interessanter Theil der Bevölkerung Brasiliens schien mir bis jetzt nicht lebhaft genug das Interesse der Regierung zu erregen; ich meine jene Stämme von Eingebornen, die noch jetzt in den Wäldern umher irren, oder die sich dem Joch einer aufkeimenden Civilisation unterworfen haben. Was man mit Sicherheit behaupten kann, ist, daß auch Brasilien das widerfahren ist, was Alex. von Humboldt in Guiana bemerkt hat: die alten Einwohner, sich selbst überlassen, waren vor der Eroberung noch ein wenig civilisirter, als die unabhängigen Horden in unsern Tagen sind. Es ist wichtig, dieser Art von Verfall Einhalt zu thun, welche die völlige Ausrottung der indischen Nationen herbei führen wird; allein um es dahin zu bringen, daß diese Völker Gesetze annehmen, so müssen diese vor Allem leicht zu befolgen seyn; man darf ihnen daher nicht die Gesetze unsrer gesellschaftlichen Ordnung vorlegen, die von ihnen nicht verstanden werden, oder sie erschrecken. Der Menschenfreund sieht nach einigen Versuchen mit Schmerz, daß man sie für unnütz ansieht, weil sie keinen schnellen Erfolg darbieten; man will lieber zerstören als erhalten; noch gibt es Soldaten, die mit den Indiern Krieg führen, und Menschen, die sie entschuldigen. Könnten doch die unglücklichen Amerikaner aller Vortheile theilhaftig werden, die man von der Regierung Don Pedro's erwartet. Wenn sie manchmal das Andenken an Beleidigungen zu lange bewahren, so fühlen sie auch die süßen Triebe der Erkenntlichkeit, und sie werden in ihren

Wäldern den segnen, der alle seine Sorge auf ihr Glück richten wird.

An den beiden Enden Brasiliens finden sich die wilden Stämme in größerer Anzahl; der Mittelpunkt ist fast ganz civilisirt: im Süden sind die Nationen vielleicht kriegerischer und unabhängiger; der Norden hat Flüchtlingen zum Zufluchtsort gedient, die ihrer Macht sich zu erinnern beginnen. Gehen wir weiter nach Süden, so sehen wir zahlreiche Völkerschaften, die an den Gränzen von Paraguay aller Vortheile des Friedens genießen. Da sich seit der Eroberung diese Gegenden mit Heerden bedeckt haben, so werden die Eingebornen aus Jägern Hirten; sie folgen dem natürlichen Wege, der zur Civilisation führt. Anfangs sahen sie, daß das Pferd die nützlichste Eroberung des Menschen wäre; und Viele unter ihnen sind Reiter geworden, wie die Guaycourus, deren Namen nach den Stämmen verschieden sind, ohne daß ihre Gebräuche sich unterscheiden.

Jene Kapitanerien, die von beträchtlichen Flüssen bewässert sind, verschließen Nationen, die sich einer beständigen Schiffahrt widmen; sie finden am Ufer und in den Gewässern ihren Unterhalt: die Nation der Payagoas gehört zu dieser zweiten Ordnung; allein sie zeigt nur noch den Schatten ihrer alten Macht. Die unermeßliche Provinz Mato-Grosso im Innern, wo die Nationen, von denen ich so eben sprach, so häufige Streifzüge gemacht haben, enthält noch eine Menge anderer Stämme, von denen man nichts weiter als den Namen kennt, und die um so mehr Interesse erregen, als man glückliche Versuche über sie beginnen könnte,

welche unter andern Nationen die Erinnerungen unnütz machen.

Wenden wir uns, in der Richtung nach Süden, gegen die Seeküste, so finden wir nur noch schwache Reste unbedeutender Völkerschaften. Im westlichen Theile der Kapitanerie San-Paulo, bemerkt man die Bugren, die das Gebiet zwischen dem Rio-Tiété und Uruguguay besitzen; sie bilden vier besondere Völkerschaften, und fangen an Ackerbau zu treiben; ihre Wohnungen entsprechen denen der Tupis; jede von ihnen dient vier oder fünf Familien zum Zufluchtsort. Anstatt die Vortheile zu benutzen, welche die Vermehrung unsres Viehes ihnen bot, vernichten sie dieselben wahrscheinlich, denn sie ziehen das Pferdefleisch dem Ochsenfleisch vor. Vermöge ihres Muthes wußten sie sich bis jetzt in ihrer Stellung zu erhalten, und verhindern die Paulisten sich nach Westen auszudehnen.

San-Katharina enthält noch einige Stämme, die aber wegen ihrer Schwäche nicht furchtbar sind; indessen machten sie noch vor wenigen Jahren einige Streifereien nach den Pflanzungen und zerstörten die Ernten. Man hat Gründe zu glauben, daß sie zu der Nation gehören, von welcher wir so eben gesprochen haben.

Da die Umgebungen von Rio-Janeiro eine größere Anzahl Europäer enthalten, als die andern Distrikte, so findet man hier nur sehr wenig Eingeborne, die meistens civilisirt sind, und die charakteristischen Züge, die sie auszeichnen, verloren haben. Nicht fern von der Hauptstadt ist ein kleines Dorf von Tamoyos', aus welchem sich einige Individuen schon dem See-

leben gewidmet haben. Die Guaytakazen haben sich nach der Mitte des Landes zurück gezogen. Der übrige Theil der Kapitanerie und die benachbarten, von ihr abhängigen Provinzen bieten eine ziemlich große Anzahl halbcivilisirter Völkerschaften dar.

Wenden wir uns in's Innere nach Minas-Geraes, so finden wir hier noch eine zahlreiche Bevölkerung, welche die alten Einwohner verjagt hat; indessen stößt man hier auf einige flüchtige Horden von Botokudos; allein merkwürdig genug, ist dies fruchtbare Gebiet von fast ganz öden Gegenden umgeben, wohin sich die wilden Stämme zurück gezogen haben; einer Insel vergleichbar, wo die Civilisation blüht und die von Barbarei umgeben ist. Dies wird vielleicht noch verschiedene Jahre so bestehen, denn die weiten Einöden von Mato-Grosso und Goyas werden noch lange nicht bevölkert seyn.

In dieser letzten Provinz besteht eine Menge von Stämmen, deren Namen man blos kennt: der Stamm, der dem Lande den Namen gab, ist fast gänzlich erloschen. Die bedeutendste Nation ist unter der Benennung Cahans *) bekannt. Darf man den Dokumenten glauben, die Ayrez de Cazal sich zu verschaffen gewußt hat, so sind die Gebräuche dieser Indianer mitunter sehr sonderbar; sie stecken sich ein Stück glänzenden Harzes durch die Lippen und bekleiden sich mit einem langen, von ihren Weibern gesponnenen Gewande; sie

*) Dieser Name soll „Leute aus den Wäldern" bedeuten; die Guaykurus' nennen sie Cayabayas, und haben sie aus dem Gebiete, das sie sonst besaßen, verdrängt.

sind mehr Landbauer als andere benachbarte Völker; denn sie kultiviren den Baumwollbaum, und eine Art von Arachis oder Erdpistache.

Wendet man sich wieder nach dem Ocean zurück, so stößt man in jener von Wäldern bedeckten Gegend zwischen Rio-Janeiro und Ilheos auf eine größere Anzahl Eingeborner, als auf dem ganzen übrigen Theil der Küste. Einige sind in Dörfern vereinigt und folglich den Gesetzen der Regierung unterworfen; Andere irren in den Wäldern umher. Die Ersten stammen von den Tupiniquinen ab und treiben Fischerei oder Landbau; oft sieht man sie Stellen in den Wäldern urbar machen, die sie im folgenden Jahre wieder verlassen. Bei der Ernte bezahlen sie, wie man sagt, eine schwache Abgabe. Gewöhnlich bauen sie den Maniok, manchmal auch den Baumwollbaum. Trägheit und Sorglosigkeit scheinen ihr Hauptcharakter zu seyn. Uebrigens könnte man ihnen dennoch eine glückliche Richtung geben; sie sind tapfer und zeigen sich treu gegen diejenigen, die sich ihrer bedienen.

Die wilden Stämme sind in einem völligen Zustand der Barbarei und erregen das Mitleid derer, die sie sehen. Die Puris, die Patachos, die Botokudos erwecken nur traurige Erinnerungen; sie geben das traurige Bild des Menschen jener Gegenden, der mit der Civilisation ringt und sich ihrem Joche nicht unterwerfen will, obgleich sie ihn allenthalben umgibt. Aus der „Reise des Prinzen Maximilian von Neuwied“ kann man diese Nation kennen lernen; er beschreibt sie als ein denkender Beobachter; bei den meisten Stämmen zeigt er uns die Liebe zur Unabhängigkeit, verbunden mit einer unbegränzten Sorglosigkeit, das Verlan-

gen nach Plünderung, ohne daß ein gereifter Plan sie aus derselben Nutzen ziehen ließe; allein er zeigt uns auch, wie die Kolonisten der Gewalt List entgegen stellen, und diese Völker nur allzu oft durch eine Vertheidigung, die rechtmäßig seyn kann, in der sie sich aber nicht immer zu mäßigen wissen, aufreiben. Man muß daher bedauern, daß man sich nicht wiederholt bemüht, sie in Dörfern zu vereinigen, weil man in unsern Zeiten ein ähnliches Ereigniß Statt finden sah. *)

In derselben Richtung wohnt auch die Nation der Canarinen, von denen die Corografia brasilica spricht; dennoch haben die Reisenden noch keine nähern Berichte über diese Völkerschaft gegeben, die ziemlich bedeutend scheint. Im Allgemeinen sind alle Nationen dieser, mit majestätischen Wäldern bedeckten, Gegend beruhigt; indessen glaube ich, daß es im Innern noch Nationen gibt, die unbekannt sind und die jedes Bündniß mit den Abkömmlingen der Europäer verschmähen. Wenige Jahre sind es, daß ein Stamm der Botokudos, von einem Anführer von unbeugsamem Hasse geleitet, auf den Ufern des Belmonte allen Agenten der brasilischen Regierung den Eintritt in sein Gebiet verbot, und es ist zu glauben, daß die Diener der Religion geeigneter seyn würden, diese kriegerischen Horden zu unterwerfen, als die Soldaten, die man zur Sicherheit der Reisenden in ihrer Nachbarschaft aufgestellt hat.

Gehen wir weiter nach Norden fort, so sehen wir, mit der Zunahme der Kultur, die wilden Völker ab-

*) Man vergleiche die trefflichen Bemerkungen Malte-Brun's in Barrow's Reise, wo er erinnert, daß der berühmte Stamm der Mongoyos völlig beruhigt worden ist.

nehmen: in Ilheos bemerkt man noch einige Eingeborne; allein in kleiner Anzahl, und sie haben sich meistens dem Dienste der Kolonisten gewidmet.

In der Kapitanerie Bahia findet man auf der Seeküste keine Eingebornen mehr: sie sind ausgerottet worden und gegen Norden geflohen, oder haben sich im Innern gesammelt. Hier leben noch jetzt die Camacans, die man für Nachkommen der furchtbaren Tamoyos hält, und die, das Nomadenleben aufgebend, ihre Laubhütten durch feste, aus Holz oder Erde erbaute Wohnungen ersetzt haben. Diese Nation ist jetzt eine von denen, die in den Augen des Reisenden das meiste Interesse haben, weil sie, indem sie einige Schritte zur Civilisation that, ihre Gebräuche großentheils erhalten hat. Was bei diesem Volke besonders merkwürdig ist, ist sein religiöser Glaube. Die Camacans sehen die Seelen der Verstorbenen als ihre Gottheiten an, und suchen sie durch Sühnopfer sich geneigt zu machen. Diese Eingebornen bewohnten ehemals das Gebiet, wo heut zu Tage der Marktflecken Cachoéra steht: zu einem Feste eingeladen, wurden die Meisten von ihnen ermordet, ehe sie sich vertheidigen konnten. Die Reste der Nation flohen in's Innere, wo sie verschiedene Dörfer gegründet haben, *) wovon Einige der Leitung von Bevollmächtigten der Regierung untergeben sind, die sich jedoch, wie man

*) Man bedient sich ihrer in den Kämpfen gegen die herumirrenden Horden der Botokudos; einige ihrer Dörfer erstrecken sich bis an die Flüsse Ilheos und Contas. (S. die „Reise des Prinzen Maximilian von Neuwied nach Brasilien.“

sagt, keinesweges mit Verbesserung ihrer Lage beschäftigen. So geht also diese unglückliche Nation, wie so viele andere, ihrer Vernichtung entgegen.

In Segeripe del Rey stößt man noch auf zwei, sehr wenig civilisirte Völkerschaften. Die Romarios sind die Reste der Ureinwohner der Provinz; die Crococés sind aus Pernambuko eingewandert. Diese beiden Stämme haben keine Verbindungen unter sich; ihre Hauptindustrie scheint im Einsammeln des Copahu-Balsams zu bestehen, den sie dann an die Brasilier verkaufen.

Die Kapitanerie Pernambuko, lange durch die Kriege der Europäer verwüstet, sah die meisten seiner alten Einwohner, die an denselben so thätigen Antheil nahmen, verschwinden. Jetzt vielleicht angebauter, als alle andere Provinzen, läßt sie den Wilden fast gar keinen Zufluchtsort, außer an den Ufern des San-Francisko, oder im Mittelpunkte einiger Gebirge des Innern. Man findet verschiedene Dörfer von halbcivilisirten Eingebornen; dergleichen sind die Chucurus, deren Weiber den sonderbaren Gebrauch haben, ihre Männer, wenn die Jagd unglücklich ausgefallen ist, mit Jammergeschrei zu empfangen. In dem Distrikte der Alagras sieht man noch die Acconans, die Carapotos und die Carirys, die überdies mit Töpferwaaren Handel treiben; auch giebt es hier noch, wie man sagt, einige Abkömmlinge der Tupinambas, die unter einem andern Namen bekannt sind.

In Parahyba findet man noch Dörfer der Caheten und Pitigoaren; sie haben dem Nomadenleben entsagt, und sind zum Theil Christen geworden.

Rio-Grande del Norte, das mit unermeßlichen Ebenen bedeckt ist, auf welchen einige Hirten wohnen, ist schnell von den Wilden befreit worden; indessen hätten sie sich vielleicht der Viehzucht ergeben, und wären so zur Bevölkerung Brasiliens gekommen, indem sie eine Lebensart genommen, die mehr, als die des Landbauers, ihrem Charakter zusagt.

Keiner der alten Geschichtschreiber, die von Siara und Piauhy sprechen, sagt, daß die weiten Ebenen dieser Provinzen von vielen Wilden bevölkert gewesen wären; das Wildpret muß hier sehr selten seyn. Die Tabajaras haben in Siara wenig Nachkommen hinterlassen; indessen sieht man hier einige kleine Marktflecken von civilisirten Eingebornen, die dem Maraka, dem Gegenstande des alten Kultus ihrer Voraltern, eine Art von Verehrung erweisen. Die Hirten, die unermeßliche Heerden besitzen, sind jetzt fast die einzigen Bewohner von Piauhy.

Wir sind nun zu Gegenden gekommen, die mit Flüssen und Wäldern bedeckt sind, und werden hier wieder viele Stämme finden. Von allen denen zu sprechen, die Maranhao bewohnen, wäre eine sehr schwierige Sache; sie sind nicht ein Mal in Brasilien sehr bekannt. Die Tupinambas, aus dem Süden verjagt, kamen ehemals in so großer Anzahl in das Land, daß die europäischen Kolonisten die Mundart dieser Völker angenommen hatten: eine in der Ordnung gesellschaftlicher Gewohnheiten sehr merkwürdige Sache. Wenige Jahre später wurde die portugiesische Sprache herrschend.

Im westlichen Theile finden sich die Barbarenhorden noch in großer Anzahl. Die Gamellas, die in

einem seltsamen Gebrauche den Botokudos ähnlich sind, wohnen weiter nördlich, und genießen einer gewissen Berühmtheit; oft sieht man sie die Wohnungen verwüsten, die das Unglück haben, in ihrer Nähe zu liegen. Die Tymbiras im Innern sind dem Landbau zugethan. Man hat keine genauen Berichte über die große Nation Ge, welche die Gränzen Para's bewohnt, über die Manajas, Tremembez, Bus und über die Cupinharos.

Wenn die wilden Nationen hier noch so zahlreich sind; wie muß es in Para seyn, wo die meisten Wälder des Innern nie von Europäern besucht wurden, wo die unermeßlichen Nebenflüsse des Amazonenstromes, *) unweit eines sichern Zufluchtsorts, eine leichte Nahrung darbieten. Hier weigert sich die Feder, die Menge barbarischer Namen aufzuzeichnen, die uns von den Reisenden aufbewahrt worden sind, und die, obgleich sie die Menge der Stämme angibt, dennoch nicht beweis't, daß die Bevölkerung wirklich so beträchtlich sey, als man sie Anfangs glauben sollte. Die Jummas, die Mauhés, die Pammas, die Parinthinthins, die Araras und die Mundrucus sind die bedeutendsten und bekanntesten. Einige von ihnen sind Nomaden, Andere treiben schwach Landbau; sie verlieren, sagt man, von ihrer Wildheit.

Die Städte Maranhao's und Para's sind, wie man es zuletzt noch sehen konnte, mehr als andere Kapitanerien, den Einfällen dieser Barbaren ausge-

*) Man vergl. den Artikel über Para, von Ferd. Denis aus der Corografia brasilica übersetzt und eingerückt in die „Annales des voyages de MM. Eyriès et Maltebrun."

setzt; die öffentliche Sicherheit erfordert daher, sie in Ruhe zu erhalten. Hier muß man sie fürchten; sie verachten das Mitleid. Wir wollen hoffen, daß neue Versuche die meisten dieser Stämme der thätigen und nützlichen Bevölkerung Brasiliens einverleiben werden.

Nun noch ein Wort von den Schwarzen, die als Sklaven ein fremdes Land bauen, und fast Alle ein Vaterland zu beweinen haben. Möge die Regierung auch auf sie ihre Aufmerksamkeit wenden; und da sie ihre sonstigen Anordnungen verbessert, auch das Schicksal dieser Unglücklichen verbessern. In Brasilien werden diese Landbauer mit mehr Menschlichkeit, als in dem übrigen Süd-Amerika, behandelt; der Name eines farbigen Menschen schließt hier nicht von gesellschaftlicher Achtung aus, und der freie Schwarze und Mulatte kann der Ehren genießen, die man dem Wissen und dem Muthe zollt: allein wie viele Mißbräuche sind in ihrem Stande als Sklaven noch abzuschaffen! Weil der Sklavenhandel abgeschafft ist: wo wird man Arme finden, um dies fruchtbare Land zu bebauen, wenn man so vielen Unglücklichen nicht ein Vaterland gibt? Mögen ihre Ehen fruchtbar seyn; dies ist das einzige Mittel, Amerika in Zukunft zu bevölkern. Möchten sie aber auch glücklich seyn, damit ihre Nachkommenschaft gedeihe, und mögen weise Gesetze sie vor Habgier schützen! *)

*) Was um so mehr zu wünschen ist, da die Abschaffung des Menschenhandels die Preise der Sklaven nur erhöht, und das Schicksal dieser Unglücklichen nur um so bedauernswerther gemacht hat.

Blick auf die letzten Ereignisse.

Indem Brasilien das Joch Portugals abschüttelte, erregte es vor einiger Zeit die Aufmerksamkeit aller derer, die mit Interesse den, seit einigen Jahren zwischen Europa und der neuen Welt Statt findenden Kampf beobachten. Dieser Kampf ist nun fast beendigt, und der Sieg auf Seiten des neuen Kontinents. Darum genießt jedoch keinesweges die ganze Ausdehnung seines weiten Gebietes der Vortheile des Friedens. Nachdem ein großer Gedanke alle Gemüther beschäftigt hat, bemächtigten sich andere Ideen derer, die ihn zur Vollendung brachten. Da Brasilien nun völlig unabhängig ist: so fragt es sich noch, ob auch alle Provinzen dieses unermeßlichen Reichs unter dem gegenwärtigen Regierungs-Systeme verharren werden.

Wir begnügen uns, die neuesten Thatsachen nun noch so genau zu erzählen, als die weite Entfernung vom Schauplatze es erlaubt.

Sey es, daß zwischen den nördlichen und südlichen Provinzen eine Art von Eifersucht herrscht, die das gemeinschaftliche Interesse unterdrücken sollte; sey es, daß der Mangel an häufigen Kommunikationen mit dem Hauptorte der Regierung Ursache einer großen Verschiedenheit der Meinungen in den Gegenden um Rio-Janeiro und in denen des Amazonenstromes war: so ist doch gewiß, daß die Kapitanerien Pernambuko und Maranhao keinesweges die Gesinnung zeigten, welche die südlichen Kapitanerien beseelte. In diesen Provinzen wünschte man eine föderative Regierung, und wollte sich der angenommenen nicht unterwerfen. Einige Individuen zeigten eine verschiedene Meinung;

bald ward die Anarchie allgemein; und diese Epoche wurde mit furchtbaren Unordnungen bezeichnet. Indem sie vergaßen, daß die Portugiesen ihre Brüder waren, vergaßen die Einwohner Pernambuko's auch die Gesetze der Menschlichkeit. Alle, die in Europa geboren waren, wurden ermordet, und auch einige Franzosen sollen bei diesem unglücklichen Ereignisse ihr Leben verloren haben.

Indessen erhielten die alten Ideen, die sich im Jahr 1816 entwickelt hatten, in der Provinz immer neue Thätigkeit; die Lage der Dinge gab ihnen eine Kraft, die sie selbst nicht hatten. Um diese Zeit stellte sich ein Mann, der in der Kapitanerie geboren war, und auf seine Landsleute Einfluß erlangt hatte, an die Spitze der Regierung. Carvalho widersetzte sich völlig den Maaßregeln des Kaisers, und beschloß, die Unabhängigkeit der Kapitanerie durch alle Mittel, die in seiner Macht standen, zu vertheidigen. Indessen hatte er nicht die ganze Provinz auf seiner Seite, und zählte vor Allem auf die Lage der Hauptstadt, welche, durch einen natürlichen Wall geschützt, durch die Kunst fast unüberwindlich gemacht werden könnte, wenn diese alle ihre Hülfsquellen entfaltete.

Indessen befestigte sich die kaiserliche Regierung von Tag zu Tag mehr, und da sie von äußern Feinden weniger zu fürchten hatte: so beschloß sie, diejenigen zu unterwerfen, die sich in dem Lande selbst ihren Schritten widersetzten. Der Angriff Recif's wurde beschlossen. In sechs Monaten rüstete man eine Expedition aus, die aus einem Linienschiffe, aus einigen Fregatten, aus mehreren andern Schiffen und aus

2000 Mann Landungstruppen bestand. Lord Cochrane sollte, wie man sagt, mit dem Oberbefehle beauftragt werden; es scheint aber nicht, daß er den Angriff ganz geleitet habe.

Da der General Carvalho sich von allen Seiten gedrängt sah, versuchte er noch ein Mal, die Bevölkerung zu überreden, sich eine Konstitution zu geben, und eine besondere Regierung einzusetzen; aber seine Versuche waren umsonst. Das Bombardement wurde fortgesetzt, und Pernambuko ergab sich den kaiserlichen Truppen.

17. Sp. 1824 Sogleich wurde der Hafen durch den General Lima den Schiffen aller Nationen geöffnet. Der Anführer der Insurgenten, das Loos, das ihrer wartete, voraus sehend, hatte sich einige Zeit vorher an Bord des englischen Schiffes „Twed" geflüchtet. Man forderte, wie man sagt, seine Auslieferung; aber die, die ihm einen Zufluchtsort bewilligt hatten, behielten ihn unter ihrem Schutze, und ohne Zweifel segelte er nach England.

Viel litt die Stadt unter diesen Umständen; ihre Verluste waren ungeheuer, besonders wenn man bedenkt, wie wenig Kriegszucht in den letzten Zeiten unter den insurgirten Truppen herrschte.

Der General Lima, der an der Spitze der Civil- und Militär-Verwaltung von Pernambuko geblieben ist, beschäftigt sich nun wahrscheinlich damit, den Frieden in diese Provinz zurück zu führen, dessen der innere Handel so sehr bedarf; wobei man sich erinnern muß, daß der Hafen von Recif der Vereinigunspunkt für

alle Handelsoperationen vieler inneren Distrikte der umliegenden Kapitanerien ist.

Der Insurgenten-General Ferreira hat mit 800 Mann Linientruppen nebst der Artillerie und Munition des Platzes, Olinda geräumt; aber auch nach Limoeira, wo er Halt machte, folgten ihm die kaiserlichen Truppen.

Bahia, von noch neuern Unruhen geängstigt, ist der Schauplatz eines schrecklichen Ereignisses gewesen. Der Civil- und Militär-Gouverneur, Filisberto Caldeira, wurde von den Truppen ermordet. Wie es scheint, war von Rio-Janeiro ein Befehl gekommen, daß man ein portugiesisches Regiment, über dessen Treue man Verdacht hegte, abdanken sollte. Erbittert gegen den Statthalter, der die Befehle, die er erhalten hatte, vollziehen lassen wollte, begaben sich die Soldaten dieses Regiments in Schaaren nach dem Palaste, ermordeten den unglücklichen Filisberto, und kehrten dann in die Stadt zurück, wo es glücklicher Weise gelang, sie zu verhaften. Bahia's Ruhe wurde nur einen Augenblick gestört; aber dies schreckliche Ereigniß verbreitete Bestürzung in allen Herzen.

Noch war das Verhältniß zwischen Portugal und Brasilien unentschieden, bis es dem englischen Gesandten Charles Stuart gelang, einen Vertrag zu bewirken, durch welchen Brasilien als ein selbständiges Kaiserreich anerkannt wurde. Dieser merkwürdige Vertrag, abgeschlossen den 29. Aug. 1825 zu Rio Janeiro, bestätigt den 27. Sept. vom Kaiser von Brasilien, und am 15. Nov. von König Johann VI. zu Lissabon, ist folgenden Inhalts: Der König von Portugal erkennt Bra-

silien als ein unabhängiges Kaiserthum, getrennt von Portugal und Algarvien, und seinen Sohn als Kaiser an, „mit Abtretung und eigenwilliger Uebertragung der Souverainität des besagten Kaiserthums," und behält nur sich für seine Person den Titel eines Kaisers von Brasilien vor (Art. 1.). Dagegen verspricht der Kaiser keine portugiesische Kolonie mit dem Kaiserthume zu vereinigen (Art. 2.). Brasilier und Portugiesen sollen in den respectiven Staaten, wie die zumeist begünstigten befreundeten Nationen betrachtet und behandelt, und ihre Rechte und Eigenthum auf das Gewissenhafteste respectirt und beschützt werden (Art. 5.). Alles sequestrirte oder confiscirte Eigenthum der Unterthanen beider Souveraine soll wieder zurückgegeben oder die Eigenthümer entschädigt werden (Art. 6.) nach der Entscheidung einer zu diesem Behufe niedergesetzten Commission (Art. 8.). Die Handelsverhältnisse zwischen beiden Nationen sollen unverzüglich wieder hergestellt werden (Art. 10.).

18. Oct. 1825 Diesem Vertrage folgte bald ein Freundschafts-, Schifffahrts- und Handelsvertrag mit Großbritannien, durch welchen es die Unabhängigkeit Brasiliens anerkannte und zugleich ein Tractat zur Abschaffung des Sklavenhandels. Frankreich, Oestreich und Schweden folgten, so daß also die Unabhängigkeit Brasiliens von Außen nicht gefährdet war.

Plötzlich aber drohte von einer andern Seite Gefahr. Der Staatssecretär der Republik Buenos-Ayres, Manuel J. Garcia zeigte dem brasilianischen Minister
4. Nov. 1825 der auswärtigen Angelegenheiten an: Daß die Bewohner der Banda Oriental, nachdem ihnen durch eigene Anstrengungen die Wiedererlangung der Freiheit des, von den Truppen Sr. Kaiserl. Majestät besetzten Ge-

bietes gelungen sey, alle Handlungen und Maaßregeln, wodurch man dieses Land dem Kaiserthum Brasilien einzuverleiben versuchte, feierlich für null und nichtig erklärt, und dabei angezeigt hätten, daß sie mit den übrigen Silberprovinzen (Argentinas Provincias) vereinigt zu werden wünschten, zu denen sie bekanntlich, kraft der heiligsten Bande, von jeher gehört hätten. Der General-Congreß erkläre daher jene Provinz, als der Republik der vereinigten Provinzen vom Rio de la Plata wirklich wieder einverleibt. Darauf folgte eine Kriegserklärung des Kaisers von Brasilien gegen die vereinigten Provinzen vom Rio de la Plata. Der hierauf entstandene Krieg, anfangs unglücklich für Brasilien, scheint, den neusten Nachrichten zufolge, durch englische Vermittelung einen glücklichen Ausgang für Brasilien nehmen zu wollen, da er sehr viel Unzufriedenheit in der Republik vom Rio de la Plata erregt.

Im Laufe dieses Jahres endlich starb der Kaiser und König Johann VI., und der Kaiser von Brasilien, 10.
der anfangs zweifelhaft gewesen zu seyn scheint, ent- Mz.
schloß sich zu Gunsten seiner ältesten Tochter Maria da 1826
Gloria, Prinzessin von Groß-Para, auf die Krone von Portugal zu verzichten, welche zu gleicher Zeit dem Infanten Don Miguel, Bruder des Kaisers, bestimmt wurde (durch eine Carta de Lei, datirt Rio-Janeiro, den 2. Mai 1826).

In Brasilien selbst wurden wenige Tage darauf die Kammern eröffnet und den versammelten Deputirten angezeigt, daß die schon oben näher bezeichnete Constitution angenommen und beschworen sey (dies war schon den 25. März dieses Jahres geschehn), und daß der Kaiser auf die Nachfolge in Portugal verzichtet habe. Die weitern Verhandlungen dieser Versamm-

lung sind bis jetzt noch unbekannt; möchten sie dazu dienen, den fernern Flor Brasiliens zu befördern!

Den neuesten Nachrichten zufolge ist Brasilien in 19 Provinzen getheilt, hat 10 Bischöfe und einen Erzbischof (zu Bahia). In allen größern Städten sind, außer den Elementar-Schulen, in welchen, dem größten Theile nach, der gegenseitige Unterricht eingeführt ist, noch Schulen, in welchen Lateinisch, Griechisch, Philosophie u. s. w. gelehrt werden. Bahia und Rio-Janeiro haben Lehranstalten für Chirurgie, Medicin, Artillerie-Wissenschaft und Schifffahrtskunde, für die Rechtswissenschaft und den Handel. Rio-Janeiro hat überdies eine Militär- und Marine-Akademie, ein Museum, eine Bibliothek, ein Observatorium u. s. w. Das Bestreben, in Wissenschaften und Künsten weiter zu kommen, ist überall bemerkbar und wird vom Kaiser auf alle Weise unterstützt; in Frankreich allein befinden sich gegen 300 junge Brasilier, und die Regierung unterhält hier 21 Pensionärs, um Kriegs-Wissenschaft und Schifffahrtskunde zu betreiben.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lebrecht, Eduard

Geschichte von Brasilien

Gotha 1827

Bamberg, Staatsbibliothek -- H.am.d.2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11683346-5